

## Rezensionen

MARTIN BEHR (2014): Buchdruck und Sprachwandel. Schreibsprachliche und textstrukturelle Varianz in der ›Melusine‹ des Thüring von Ringoltingen (1473/74–1692/93). Berlin [u. a.]: De Gruyter. 422 S. (Lingua Historica Germanica. 6). € 118,-

Diese Studie ist die überarbeitete Version einer Erlangener Dissertation, entstanden im Rahmen eines DFG-Projektes „Die ‚Melusine‘ des Thüring von Ringoltingen in der deutschen Drucküberlieferung von ca. 1473/74 bis ins 19. Jahrhundert – Buch, Text und Bild“. Diese Einbindung in ein breiter angelegtes Forschungsprojekt ist dem vorliegenden Band sichtlich zugutegekommen, wie man dem reichen Anmerkungsapparat entnehmen kann. Gelegentliche Ablenkungen vom eigenen engeren Thema, etwa Äußerungen über die historische Leseforschung mit Hinweis auf neurobiologische Voraussetzungen des Lesens (S. 67), oder über den einen oder anderen Aspekt aus der Buchwissenschaft, sind sicher dem Kontakt im Team geschuldet.

Ansonsten ist die eigene Zielsetzung klar formuliert: BEHR nennt zwei Forschungsgebiete, nämlich den sprachstrukturellen Wandel und den Textsortenwandel in Drucken (S. 12). Den Sprachwandel im eigentlichen Sinn erfasst man am ehesten mit dem sprachstrukturellen Zugriff, und in dieser Hinsicht erlangt die vorliegende Arbeit ihr besonderes Gewicht. Der Zugriff gilt dominant der graphematischen Gestalt der Drucke, deren Buchstaben-Inventare und Variationsmöglichkeiten je Druck in zahlreichen Tabellen präsentiert werden. Diese bieten reiches Vergleichsmaterial für weitere Druckersprache-Studien. Eher in zweiter Linie stehen Beobachtungen zu einigen Fällen der Verbmorphologie und des Textsortenwandels in Drucken, vor allem in späterer Zeit.

Der Autor entschied sich für eine computerbasierte Erschließung des Datenmaterials, was eben auch quantitative Aussagen über Graphie und diverse Variantenbereiche für jeden Druck ermöglichte. Grundlage ist ein Textkorpus von 34 Druckausgaben der „Melusine“ von 1473/74–1692/93 (S. 63–65). Das deckt gut 200 Jahre ab, geht von Basel aus und bringt im weiteren Verlauf mit Straßburg, Augsburg und schließlich Frankfurt am Main große regionale Druckzentren ins Spiel. BEHR wählte anhand wichtiger Kriterien drei Textausschnitte aus (S. 83–85), die hinsichtlich Statistik und gewisser Erkenntnisse der Buchwissenschaft/Druckproduktion Repräsentativität sichern helfen. Es geht dabei generell um die konkrete Druckpraxis in den Offizinen, um Vorlagenprobleme, Anzahl und Herkunft der Setzer, Mehrsetzerarbeit an einem Buch (nach Lagen?), beobachtbare Ansätze eines Offizin-Usus, und anderes mehr. Die Auswahl der drei Textausschnitte mit je 6 000 bis 7 000 Wörtern ist überzeugend abgesichert, mindestens für den graphematischen Bereich. Die Vorlagen-Frage, das heißt hier die Abhängigkeitsverhältnisse der Drucke der „Melusine“ werden genau aufgespürt und in mehreren Abbildungen dargestellt (S. 99–100). Das geschieht mit einem Set von insgesamt 32 Textstellen im Gesamttext der „Melusine“, die sich als prüfungsrelevant im Blick auf Vorlagenabhängigkeiten erwiesen haben. Das ist saubere philologische Arbeit und gleichermaßen willkommene Vorarbeit für weitere Auswertungen einer solch großen Reihe von Drucken. Diese Einschätzung gilt irgendwie auch für andere Teile des vorliegenden Buches: verlässliche Ausarbeitungen im Detail, die nicht nur dem eigenen Zweck dienen, sondern fürderhin auch anderen und anderweitig nützlich sein können, zum Beispiel mit den 75 Abbildungen (Graphemprofile) und den 68 Tabellen (Lautwandel, Morphologie und anderes mehr).

Die Sprache von Druckern, verkürzt „Druckersprache(n)“ genannt, anfangs noch in engerer Verbindung mit schreibsprachlichen Formulierungen deutscher Regionalsprachen, steht im Zentrum des vorliegenden Buches. Es lohnt sich von daher sowohl der Blick zurück als auch der Blick nach vorn. Beides unternimmt der Autor. In der Rückschau überprüft er, ob und inwieweit die graphematische Druckform noch Reflexe regionaler gesprochener Sprache erkennen lässt.

Das gelingt ihm in Kapitel IV (S. 233–334), zeitlich gestaffelt, für Bereiche im Vokalismus, Konsonantismus, teilweise auch in der Flexions-Morphologie. Als Beispiele mögen dienen: Frühneuhochdeutsche Diphthongierung; Mitteldeutsche Monophthongierung; mhd. /a:/ zu /o:/; Rundung; Entrundung; Synkope im Präfix; und anderes mehr (siehe Tab. 27, S. 233). Das ist auch eine Tabelle der unterschiedlichen zeitlich-räumlichen Übernahme bzw. des Abbaus von 1473–1692. Auch hier erlaubt die computerbasierte Erschließung des Materials für jeden einzelnen Druck genaue Fallzahlen für den Wandelvorgang im Zeitablauf. Der Umfang wie auch der Zeitaufwand für eine solche Dokumentation ist beachtlich und verdient Anerkennung.

Der Blick nach vorn richtet sich auf die neuhochdeutsche Schriftsprache. In der Einleitung (S. 12) geht der Autor davon aus, dass seine Arbeit auch „[...] zur Erhellung der Frage nach der Herausbildung und Standardisierung der nhd. Schriftsprache“ beitragen wird. In der autoreigenen Bewertung der Ergebnisse (S. 357–358) ist zu lesen: „Das Korpus lässt leider keine genauen Aussagen über den Einfluss aus dem omd. Raum nach der Reformation zu, da aus dieser Zeit und dieser Region keine *Melusine*-Drucke überliefert sind.“ Und es folgt einige Zeilen nach diesem Zitat eine wichtige, einschränkende Einschätzung der Druckersprachen:

Zur Beantwortung der Frage nach dem Einfluss der Druckersprachen auf die Herausbildung der nhd. Schriftsprache kann diese Studie nur einen begrenzten Beitrag leisten. Die Drucker fungieren zwar als Multiplikatoren von schreibsprachlichem Wandel, aber ihr geschäftliches Interesse als hauptsächlichen oder alleinigen Faktor für die Ausgleichs- und Normierungsprozesse anzusetzen, geht m.E. an der Sprachwirklichkeit vorbei. (S. 357–358)

Die Korpustexte BEHRs führen fast bis an 1700 heran. Darunter ist in der Tat kein ostmitteldeutscher „Melusine“-Druck, also kann man auch nichts Genaueres über den Einfluss aus dem ostmitteldeutschen Raum nach der Reformation sagen. So muss man das wohl zunächst akzeptieren. Wir wissen aber aus der Forschungsliteratur wohl auch, dass sprachliche Umorientierungen in Richtung einer ostmitteldeutschen Leitvariante in einigen Sprachlandschaften schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einsetzen, dann zunehmend um sich greifen und nach dem Dreißigjährigen Krieg großräumig wirksam werden. Bedeutende Druckorte wie etwa Straßburg, Augsburg, Frankfurt am Main sind vor 1700 schon längst erreicht, folglich auch dortige „Melusine“-Drucke schrittweise einbezogen in diese Umorientierungsprozesse. Einer der letzten Drucke (Nr. 32) im Textkorpus BEHRs aus dem Jahr 1672 zeigt das sehr deutlich auch für den Druckort Nürnberg. Dort sind eine ganze Reihe schreibsprachlich-drucksprachlicher Neuerungen bis hin zur neuhochdeutschen Norm vorangetrieben worden (siehe S. 204).

Sprachwandel berührt auch sehr vital den Wortschatz. Wortverlust, Worttausch wiegen schwerer als Tausch von graphischen Zeichen, weil mit dem Wort Bedeutungszuschreibung (Semantik) verbunden ist. Im vorliegenden Band ist die Lexik letztlich ausgeklammert. Zwar wird auf Seite 363 ein Vergleich von 98 Textstellen mit lexikalischen Besonderheiten in allen Druckausgaben erwähnt, aber „aus Platzmangel“ nicht aufgeführt. Welcher Art diese lexikalischen Besonderheiten sind, wird nicht näher beschrieben. Handelt es sich um oberdeutschen Wortschatz, der zu einem guten Teil nicht in die neuhochdeutsche Schriftsprache aufgenommen wurde? Auf etwa 200 Lexeme des Oberdeutschen hatte ja schon der Baseler Drucker ADAM PETRI 1523 in einem Glossar aufmerksam gemacht, das er seinem Nachdruck von LUTHERS Neuem Testament zum besseren Verständnis der Baseler beifügte (vergleiche KLUGE 1918, 106–107). Nach KARL VON BAHDER (1925, 1) kann der Wortgebrauch der neuhochdeutschen Schriftsprache erst um die Mitte des 17. Jahrhunderts als einigermaßen befestigt und im Wesentlichen einheitlich gestaltet bezeichnet werden. Oberdeutscher Wortschatz ist zum Beispiel noch 1669 in GRIMMELSHAUSENS „Simplicissimus“ deutlich greifbar (BESCH 2012, 20–21). Eine entsprechende Liste von oberdeutschen Lexemen in der Herboner PISCATOR-Übersetzung der Bibel 1602–1604 findet sich bei BESCH (2008). In der imponierenden Drucküberlieferung der „Melusine“ über Jahrhunderte mit ihrem Ausgangspunkt im südlichen Hochalemannischen muss es doch Spuren dieses großregionalen Lexem-Austauschs geben, auch Spuren der Apokope (Wegfall eines Endungs-e) im Oberdeutschen als Störfaktor in bestimmten Flexionsmustern. Mir scheint das reiche Textmaterial tauglich und verlockend zu sein für weitere interessante Studien.

## LITERATUR

- BAHDER, KARL VON (1925): Zur Wortwahl in der frühneuhochdeutschen Schriftsprache. Heidelberg: Carl Winter's Universitätsbuchhandlung (Germanische Bibliothek. Abt. 2: Untersuchungen und Texte. 19).
- BESCH, WERNER (2008): Pro memoria: Oberdeutsche Wörter in der Bibel (Piscator 1602–1604) kurz vor ihrer Abwahl. In: BESCH, WERNER: Deutscher Bibelwortschatz in der frühen Neuzeit. Auswahl – Abwahl – Veralten. Frankfurt a. M.: Lang, 217–250.
- BESCH, WERNER (2012): Grimmelshausens ‚Simplicissimus‘ - Das zweite Leben eines Klassikers. Paderborn: Schöningh (Nordrhein-Westfälische Akademie der Wissenschaften und der Künste. Vorträge. G 436).
- KLUGE, FRIEDRICH (1918): Von Luther bis Lessing. Aufsätze und Vorträge zur Geschichte unserer Schriftsprache. Fünfte durchgesehene Auflage. Leipzig: Quelle & Meyer.

Bonn

WERNER BESCH

KRISTIAN BERG (2013): Morphosyntax nominaler Einheiten im Niederdeutschen. Heidelberg: Winter. 363 S. (Germanistische Bibliothek. 49). € 45,-

Wie kaum ein anderer Gegenstandsbereich reflektiert die nicht standardsprachliche (Morpho-)Syntax jene theoretischen bzw. method(olog)ischen Transformationsprozesse, welche die Variations- und Varietätenlinguistik im deutschsprachigen Raum im Verlauf ihrer jüngsten Forschungsgeschichte durchlaufen hat. Das Resultat ist gegenwärtig als – zuweilen vielleicht allzu eklektizistisch anmutendes – Ineinanderfließen verschiedenster (selbst vermeintlich inkompatibler) Modelle und Ansätze manifest.<sup>1</sup> Dieser geweitete theoretisch-methodische „Selektionshorizont“ kann freilich undogmatisch als Ressource interpretiert werden, und die (morpho-)syntaktische Forschung einer neuen Generation erzielt auf diese Weise bemerkenswerte Ergebnisse (vergleiche zuletzt etwa AHLERS 2016 oder KALLENBORN 2016).

In diesem Kontext ist auch die vorliegend rezensierte Monographie zu verorten. Es stellt sich somit zuallererst die Frage, welchen theoretischen Rahmen BERG in Bezug auf Konzipierung und Modellierung des Gegenstandes und der Problemstellungen seiner Untersuchung aufspannt und welche Methoden er appliziert, um seine Ziele zu erreichen. Die Antwort lautet: Auch hier wird – im Sinne des oben zur gewandelten Forschungslandschaft Ausgeführten – pluralistisch bzw. triangulativ verfahren, und dies vermag durch Transparenz (vergleiche S. 11–16) und forschungspraktisch gewichtete Stringenz zu überzeugen.<sup>2</sup> Die Arbeit deklariert sich als „funktional-systemlinguistisch“ (S. 10), ist der „Oberflächengrammatik [...] verpflichtet“ (S. 15) und geht mittels direkter und indirekter Methoden (Analyse freier Gespräche sowie schriftlicher Bewertungs- und Bearbeitungstests) empirisch vor (vergleiche S. 11). Diese Methodik, aber auch ausgewählte variations- und varietätenspezifische Konzepte sowie Termini verdeutlichen, dass zudem der „sprachdynamische“ Ansatz im Anschluss an SCHMIDT/HERRGEN (2011) von BERG – man möchte mit einem Blick auf den Großteil seiner Forschergeneration sagen: selbstredend –

<sup>1</sup> Der Umgang mit den residuellen Komponenten dieses Pluralismus verweist nicht zuletzt auch auf die der kulturellen Praxis „Wissenschaft“ inhärente Inertia.

<sup>2</sup> Indem hier Kriterien wie die beiden letztgenannten den entscheidenden Beurteilungsmaßstab bilden, soll dem oben skizzierten Utilitarismus der einschlägigen Forschung, den auch BERGS Untersuchung widerspiegelt, hinreichend Rechnung getragen werden. Dieser Pragmatismus entspricht aber darüber hinaus der epistemologisch (radikal) konstruktivistischen Positionierung des Rezensenten, gemäß der wissenschaftliche Theorien und Methoden grundsätzlich nie (und somit auch nicht in unterschiedlichem Maß) zu „wahren“ Erkenntnissen über eine beobachterunabhängige „Realität“ führen, wohl aber verschiedene Grade der „Viabilität“ (das meint in etwa ‚Nützlichkeit‘) hinsichtlich bestimmter Zielsetzungen aufweisen können. Es liegt auf der Hand, dass sich Viabilität nicht „objektiveren“ und nur kontextabhängig definieren lässt. Grundlegendes dazu bietet GLASERSFELD (2001).

zumindest implizit für seine Untersuchung fruchtbar gemacht wurde. Deren Gegenstand bilden ausgewählte morphologische und syntaktische Phänomene (vergleiche im Detail S. 9–10) „im heutigen Niederdeutsch“ (S. 9), verstanden als „die Summe der norddeutschen Dialekte [...], die über gewisse phonologische und/oder morphologische Charakteristika verfügen.“ (S. 11, Fußnote 1). Konkret haben drei Ortspunkte Berücksichtigung gefunden, und zwar jeweils einer innerhalb „der großen westniederdeutschen Dialektgebiete [...] Nordniedersächsisch, Westfälisch und Ostfälisch“ (S. 11).

Auf rund 300 Seiten entfaltet sich schließlich eine ebenso vorteilhaft strukturierte wie wohl-tuend unpräzise präsentierte Auseinandersetzung mit der nominalen Flexionsmorphologie der fokussierten Varietäten und entsprechenden syntaktischen Reflexen, respektive korrelierenden Phänomenen auf der syntaktischen Ebene. Es ist hier nicht der Ort, um auf die Fülle des dabei Gebotenen detailliert einzugehen, zusammenfassend sei aber vor allem die Zielorientiertheit, die BERGS umsichtige Arbeitsweise auszeichnet, hervorgehoben. So kann er schlussendlich Ergebnisse bieten, die nicht nur bezüglich der aufgeworfenen Forschungsfragen Relevanz aufweisen, sondern eine Reihe weiterer lohnender Problemstellungen erkennen lassen. Im Bereich der Flexionsmorphologie deutet sich demzufolge an, dass „die Herausbildung des [in den untersuchten niederdeutschen Varietäten belegten] Dativs im Flexionssystem insgesamt eine junge Erscheinung ist, die noch nicht auf die gleiche Weise funktionalisiert ist wie im Standarddeutschen“ (S. 319). Gerade diesem Phänomen muss besonderes Augenmerk geschenkt werden, denn „Unterschiede zwischen den Flexionssystemen der einzelnen [untersuchten] Dialekte betreffen vor allem die unterschiedlich verbreitete Differenzierung des Dativs“ (S. 319). Die Konvergenz des analysierten Niederdeutschen zum Standarddeutschen wiederum zeigt sich bei „Reduktionsformen in wesentlich höherem Maße [...]“ (S. 319) als bei Vollformen. Hinsichtlich der Syntax erweisen sich sowohl die Subjekt-Objekt-Abfolge als auch jene von direktem und indirektem Objekt im Niederdeutschen als vergleichsweise strikt. Umstellungen sind jedoch möglich und bilden meist präferierte Varianten, die Wortstellung ist somit nicht mit der im Englischen vorherrschenden gleichzusetzen (vergleiche S. 320). Darüber hinaus zeichnet sich klar ab, „dass die norddeutsche Standardsprache auch syntaktisch vom Niederdeutschen beeinflusst ist“ (S. 327; vergleiche dazu auch S. 328–330).

Kritisch(er) zu hinterfragen wäre – trotz des vorliegend konzediten Pragmatismus (vergleiche oben, Fußnote 2) –, inwieweit die im Rahmen von Beurteilungstests eingesetzte „konzeptionell gesprochene Sprache“ das gegenwärtige Niederdeutsch als „primär mündlich realisierte Varietät“ (S. 14) zu repräsentieren vermag (vergleiche S. 349–363, Anhang C). Hier wäre es reizvoll (gewesen), ergänzend und punktuell (!) „geschriebene Mündlichkeit“ aus Kontexten digitaler Kommunikation zu berücksichtigen. Des Weiteren erscheint die Klassifikation der niederdeutsch-standarddeutschen Varietäten- bzw. Variationskompetenz gegenwärtiger Sprecher(innen) im Untersuchungsgebiet als Bilingualismus (vergleiche S. 10) diskussionswürdig.

Bei alledem handelt es sich jedoch vergleichsweise um Marginalien im Rahmen einer Monographie, der in der Erforschung des gegenwärtigen Niederdeutschen ein hoher Stellenwert zukommt. Die Annahme, dass „eine solche Arbeit ergiebig ist“ (S. 10), hat sich als richtig erwiesen. Somit ist ein weiterer Schritt getan, um der Beschreibung und Deutung „der niederdeutschen Morphosyntax [...] im Vergleich zu derjenigen anderer Dialekte“ (S. 10) den Stellenwert einzuräumen, der ihr gebührt.

## LITERATUR

- AHLERS, TIMO (2016): Varietätendimensionierte syntaktische Salienz. In: LENZ, ALEXANDRA N. / FRANZ PATOCKA (Hg.): Syntaktische Variation. Areallinguistische Perspektiven. Wien: University Press (Wiener Arbeiten zur Linguistik. 2), 249–291.
- GLASERSFELD, ERNST VON (2001): The Radical Constructivist View of Science. In: Foundations of Science 6 (1–3) (special issue: The Impact of Radical Constructivism on Science), 31–43.

KALLENBORN, TIM (2016): Regionalsprachliche Syntax: horizontal-vertikale Variation im Mosel-fränkischen. [Dissertation, Universität Wien].

SCHMIDT, JÜRGEN ERICH/JOACHIM HERRGEN (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik. 49).

Wien

MANFRED MICHAEL GLAUNINGER

LUCIANO CANEPARI (2014): German Pronunciation & Accents. Geo-social Applications of the Natural Phonetics & Tonetics Method. München: Lincom. 370 pp. (LINCOM Studies in Phonetics. 12), € 174,-

CANEPARI'S Buch ist Teil einer Reihe, deren Bände alle beim gleichen Verlag erschienen sind und sich der detaillierten Beschreibung der lautsprachlichen (segmentellen und prosodischen) Charakteristika bedeutender Sprachen der Welt sowie ihrer regionalen, internationalen, sozialen und fremdsprachlichen Varietäten widmen. Neben dem hier vorgestellten Buch zum Deutschen ist zuvor ein Band zum Holländischen und Afrikaans erschienen (2013). Spätere Bände haben sich mit Englisch, Chinesisch (jeweils 2015) und Hindi (2016) befasst. Das Buch zum Deutschen ist in insgesamt 27 Kapitel unterteilt, die meisten davon bestehen wiederum aus einer Anzahl von Unterkapiteln.

Inhaltlich gliedert sich der Band in vier größere Teile. Im ersten Teil (Kap. 1–4) wird der Leser mit den wissenschaftlich-konzeptuellen und methodischen Leitgedanken des Autors vertraut gemacht. Der Autor gibt eine kurze Einführung in die artikulatorischen und phonatorischen Grundpfeiler der Sprachproduktion sowie in die phonetischen Symbole, die das Buch zu deren Repräsentation verwendet. Im zweiten Teil (Kap. 5–18) wird das von regionalen und nationalen Unterschieden abstrahierte, allgemein als „International German“ bezeichnete System der deutschen Vokale und Konsonanten (bzw. Vokoide und Kontoide) vorgestellt. Darüber hinaus werden gängige Prozesse der gegenseitigen Beeinflussung von Sprachlauten im Deutschen erläutert (koartikulatorische ebenso wie phonologische Reduktionsprozesse). Im Anschluss wird das allgemeine tonetische System des Deutschen umrissen, basierend auf Wortakzentmustern und Intonationskonturen. Auf dieser Basis geht CANEPARI schließlich zur eingehenden Beschreibung des alltäglichen Standardhochdeutschen über, das er als „neutral German“ bezeichnet, gefolgt von Beschreibungen des Medienhochdeutschen, Nordostdeutschen (das heißt, des Hochdeutschen auf dem Gebiet der ehemaligen DDR), Österreichischen sowie Schweizer und Tiroler Deutschen. Im dritten Teil des Buches (Kap. 19–24) skizziert der Autor die lautlichen und tonetischen Charakteristika einer Vielzahl kleinerer Varietäten, die zu zahlreich sind, als dass sie hier individuell aufgeführt werden könnten. Darunter sind 48 regionale bzw. nationale Varietäten in Deutschland, Österreich, der Schweiz, Frankreich, Luxemburg, Liechtenstein und Belgien, einschließlich Stadtdialekten wie etwa denen aus Köln, Wien und Zürich sowie 16 fremdsprachliche Akzente, wobei der Autor einen besonderen Fokus auf die in deutschsprachigen Gebieten ansässigen Einwanderergruppen zu legen scheint. Entsprechend geht es unter anderem um das Deutsch, das von Sprechern gesprochen wird, deren muttersprachlicher Hintergrund Türkisch, Italienisch, Spanisch, Polnisch, Russisch, Griechisch, Ungarisch, Jugoslawisch und Chinesisch ist. Der abschließende, vierte Teil des Buches (Kap. 25–27) gibt dem Leser zusätzliche Hintergrundinformationen, etwa zu diachronischen Entwicklungsstadien und Sprachwandelprozessen des Deutschen und bietet eine kommentierte Liste mit Literaturhinweisen sowie ein phonetisches Miniwörterbuch, das Teile des gebräuchlichen Wortschatz abdeckt.

Allein die Fülle an phonetischen Informationen zur Aussprache von vor allem Lauten und Lautverbindungen weit über das Standarddeutsche und Deutschland hinaus macht dieses Buch ohne Frage zu etwas Besonderem. Das detaillierte phonetische Beschreibungs- und Symbolsystem des Autors stellt den Leser zwar einerseits vor einige Herausforderungen und erfordert eine gewisse zeitliche Hingabe, insbesondere dann, wenn man nicht bereits zumindest in groben Zügen mit dem Internationalen Phonetischen Alphabet (IPA) vertraut ist. Andererseits wird hierin auch die

besondere Hingabe des Autors erkennbar. Lobenswert ist auch die separate Thematisierung von sogenannten „connected-speech processes“, also den kontextuellen Veränderungen von Lauten bei deren Verkettung mit anderen Lauten in gesprochener Sprache sowie den Reduktionsprozessen, in deren Rahmen unter anderem Einzellaute und ganze Silben in vor allem informeller Alltagskommunikation als separate Elemente des Signals getilgt werden können (allerdings können phonetische Residuen dieser Laute, die zur phonetischen Essenz des betreffenden Wortes gehören, weiterhin erhalten bleiben, siehe hierzu unter anderem GRAUPE/GÖRS/NIEBUHR 2014). Bis auf vielleicht die /l/-Elision in zum Beispiel „also“ oder „mal“ ist die Darstellung häufiger Prozesse sehr umfassend. Des Weiteren bietet das Buch eine für Einsteiger in das Themenfeld der Phonetik reich illustrierte, informative und gut verständliche Einführung in die Anatomie und Physiologie der Artikulation und Phonation, wengleich zum Beispiel Studierende des Faches Phonetik zumindest zusätzlich die eingehenderen und umfassenderen Einführungen von POMPINO-MARSCHALL (1995) und REETZ (2003) lesen sollten. Erwähnenswert ist ebenfalls, dass CANEPARI die inzwischen fast vergessene, aber sehr sinnvolle Trennung zwischen phonetisch definierten Vokoiden und Kontoiden auf der einen Seite und phonologisch (beispielsweise über die Phonotaktik bzw. über die silbeninterne Lautdistribution) definierten Vokalen und Konsonanten auf der anderen Seite wieder explizit aufgreift und anwendet. Auch das Miniwörterbuch ist eine nette Ergänzung, ebenso wie praktische Tipps, etwa in Form der kostenlosen „Handphones“ (S. 46) zur besseren Kontrolle der eigenen Aussprache in Sachen Variation und Diskrimination.

Alle zuvor genannten Vorzüge spiegeln den zentralen Leitgedanken von CANEPARIS Buch wider und dienen nicht zuletzt auch der Verbreitung dieses Leitgedankens: der „Natural Phonetics & Tonetics Method“. Hier hinter steht zusammengefasst eine Herangehensweise an Sprache mit den naturgegebenen und im Laufe der Evolution hochentwickelten und -spezialisierten Instrumenten des „Homo Loquens“, das heißt dem Sprachproduktionsapparat und dem Gehör. Das Ziel ist, durch fortlaufendes Training von „Schallgenerator“ und „Schallempfänger“ eine hochauflösende Detailtiefe in der lautlichen und prosodischen Beschreibung einzelner Sprachen und ihrer Varietäten zu erreichen (S. 18), zum Beispiel als Basis für Sprachenlerner und Sprachenlehrer (S. 27). Mit diesem Leitgedanken im Rücken und der Fülle der gegebenen Detailbeschreibungen erinnert das Buch sehr an die Traditionen der Britischen Schule der Phonetik (FIRTH 1946) und ist insgesamt ein begrüßenswertes Statement gegen das „retooling of [...] a ,dying art““ (KOERNER 1993, 7) der Humanistik, deren Forschungs- und Lehralltag zunehmend durch die (halb-) automatische computerbasierte, akustische Analyse von Sprache geprägt ist. Damit einhergehend wird Sprache immer mehr als bloßes physikalisches Signal denn als Manifestation und Ausdruck einer sozialen Kommunikation gesehen.

Dennoch kann ich dem Autor nicht uneingeschränkt zustimmen bzw. das Buch nicht uneingeschränkt insbesondere wissenschaftlichen Lesern empfehlen. Zum einen ist es unbestreitbar, dass akustische Analysen bzw. Messphonetik im Allgemeinen zwar nicht als Ersatz, aber doch mindestens zur Ergänzung, Testung und Modellierung artikulatorischer Abläufe und ohrenphonetischer Eindrücke einen essentiellen Beitrag leisten. Das akustische Signal ist ein zentrales Tor zum Verständnis darüber, wie Sprache wahrgenommen und verarbeitet wird; und es bietet Möglichkeiten, etwa auf der Ebene von Reduktionsprozessen, Ereignisse und Residuen sichtbar zu machen, die sich vor allem in flüssiger Sprache der bewussten Wahrnehmung und somit selbst dem trainiertesten Ohr entziehen, die aber trotzdem kommunikativ relevant sind. Überdies ist die Akustik ein zentraler Schnittpunkt der Phonetik zu anderen Disziplinen, insbesondere zur Sprachtechnologie und zur Audiologie (vergleiche HARRINGTON 2010; NIEBUHR/SKARNITZL 2015). Akustisch-phonetische Blickwinkel daher als „great embarrassment“ und „the real ,enemies of phonetics““ zu bezeichnen (S. 27), ist ebenso falsch wie unangemessen. Generell ist der Tonfall des Autors insbesondere für ein Buch mit wissenschaftlichem Anspruch bisweilen erstaunlich polemisch.

Mit Blick auf den wissenschaftlichen Anspruch lässt das Buch zudem Referenzen und die Untermauerung von Behauptungen durch empirische Belege vermissen. Das Beschreibungssystem der Vokale etwa wird als „decisive improvement“ gegenüber der offiziellen Version der IPA dargestellt, jedoch ohne dies weiter auszuführen oder zu belegen (S. 20). Ich persönlich

zweifle an diesem „decisive improvement“, da die Anzahl der Referenzpunkte und Kategorien in CANEPARIS System aus eigener Lern- und Lehrerfahrung zu groß ausfällt, um im praktischen Alltagsgebrauch wirklich einen höheren Nutzwert zu erzielen. Gleiches gilt für CANEPARIS IPA-Adaption des Konsonanteninventars. Zudem erlaubt das traditionelle IPA über Diakritika eine ähnlich große Präzision. Aber – und das ist der entscheidende Unterschied – diese Präzision kann gezielt dann hinzugefügt werden, wenn es die Umstände verlangen. Des Weiteren wird in Kapitel 5 (S. 53) kategorisch behauptet („once and for all“), dass Verbindungen aus Vokal und Schwa wie am Ende von „Ruhe“ und „Nähe“ echte, monophonematische Diphthonge formen. Auch diese Behauptung ist sicherlich nicht durchgängig korrekt, vor allem jenseits der Dauer, mit der der Autor argumentiert. In der Formantendynamik (wie auch in der perzipierten Silbigkeit) werden sich diese Vokalverbindungen zum Teil deutlich von schließenden Diphthongen des Deutschen unterscheiden. Die Differenzierung zwischen Vokal und Vokoid sowie Konsonant und Kontoid geht überdies nicht auf den Autor zurück, sondern wurde vom amerikanischen Phonetiker KENNETH PIKE (1943) eingeführt. Eine Referenz auf den Urheber bleibt CANEPARI dem Leser jedoch ebenso schuldig wie im Bereich der tonetischen Beschreibung. Die hier vorgenommene Unterteilung der Äußerungsintonation in eine Sequenz aus „Protune“, „Tune“ und „Posttune“ (S. 88) erinnert klar an das System der Britischen Schule („Prehead“, „Head“, „Nucleus“ und „Tail“, vergleiche O’CONNOR/ARNOLD 1973). Auch die ikono-tonographische Repräsentation insgesamt scheint unter anderem durch die Arbeiten von PIKE (1943), LADD (1978) und JONES (1918) inspiriert zu sein. Zudem hält die tonetische Beschreibung an traditionellen Konzepten wie der Frageintonation fest (vergleiche VON ESSEN 1956), die heutzutage klar als überholt gelten können (vergleiche NIEBUHR et al. 2010; PETRONE/NIEBUHR 2014). Die Beziehungen zwischen intonatorischer Form und Funktion sind weder so konkret noch in Quantität und Qualität so beschaffen, wie der Autor sie darstellt (vergleiche auch PETERS 2014).

Für den Sprachlerner bzw. -lehrer sind die Beschreibungen und Erläuterungen nicht nur zu umfangreich und detailreich, sondern leider auch etwas zu unsystematisch geraten. Wortakzentpositionen sowie Auftreten und Abstufungen lautlicher Interaktions- und Reduktionsprozesse werden vom Autor zwar benannt und illustriert, jedoch nicht so mit Regeln bzw. Regelmäßigkeiten und Erklärungen unterfüttert, dass sie für den Leser leicht durchschaubar und generalisierbar sind. In dieser Hinsicht sind die verwandten Kapitel bei zum Beispiel KOHLER (1995) oder RUSS (2010) aufschlussreicher und weniger vom „Knowledge-by-Acquaintance“-Konzept CANEPARIS abhängig (vergleiche RUSSELL 1911). Selbst bei der Beschreibung der Fremdsprachenakzente wären solche Erklärungen mit Bezug auf das Konzept des negativen Transfers (zum Beispiel LIU 2011) möglich gewesen.

Des Weiteren werden zentrale Konzepte, wie „neutral German“, „international German“ und „mediatic German“ nicht ausreichend klar definiert und voneinander abgegrenzt (kann es ein „international German“, das „free from local peculiarities“ [S. 10] ist, überhaupt geben?), und es bleibt unklar, welches Quellenmaterial der Autor für seine Beschreibungen konkret verwendet hat. Eine Antwort auf diese Frage nach den Quellen wäre auch für die vielen fremdsprachlichen Akzente interessant gewesen. In puncto Klarheit wäre es ferner besser gewesen, wenn die Varietäten nicht isoliert nacheinander, sondern in Form von Unterschieden in Bezug zu einer Referenzvarietät beschrieben worden wären. Dabei hätte man zugleich den Unterschied zwischen phonetischen Beschreibungen und phonologischen Kategorien (oder „functional phonetics“ in der Terminologie CANEPARIS) besser herausarbeiten können.

Zusammengefasst setzt sich CANEPARIS Buch in meinen Augen ungünstig zwischen die Stühle möglicher Lesergruppen. Der wissenschaftliche Leser stört sich an den allenfalls implizit oder schwammig gegebenen Begriffsdefinitionen und dem Verzicht auf Referenzen selbst an solchen Stellen, an denen die Quellen bzw. Urheber für Experten klar ersichtlich sind. In definitorischer Hinsicht verwirrt überdies zumindest den Expertenleser die Tatsache, dass der Autor zwischen „phonetisch“ und „tonetisch“ unterscheidet und damit alles Prosodische von der Phonetik abgrenzt. Das heißt, CANEPARI zieht nicht nur eine klare Grenze zwischen Lauten und Prosodien, er stellt auch erstere über letztere. Die moderne Phonetik ist gerade dabei, diese Grenzen und Hierarchien zu überwinden (vergleiche KOHLER 2011). Letztlich hat das Buch außerdem für Expertenleser

inhaltlich vielleicht bis auf die Beschreibung einiger Varietäten, deren Beschreibungsquellen jedoch unklar sind, wenig überzeugend Neues zu bieten, auch weil Expertenleser wissen, dass selbst innerhalb der im Buch beschriebenen Varietäten weitere, zum Teil sehr saliente regionale und individuelle Unterschiede bestehen (vergleiche ELMENTALER/ROSENBERG 2015 für den norddeutschen Sprachraum).

Für den interessierten Laien ist der Umgang mit der „Natural Phonetics & Tonetics Method“ durch die vielen Illustrationen zwar auf den ersten Blick ansprechend, erfordert aber auf den zweiten Blick einen zu großen Aufwand bei der Einarbeitung in die Realisierung, Differenzierung und Symbolisierung der einzelnen Lautkategorien, um wirklich von großem praktischen Nutzen zu sein. Zudem sind die Beschreibungen von insbesondere Lautverbindungs- und Reduktionsprozessen nicht systematisch genug, um effektive Lernerfolge zu ermöglichen. Ohnehin stellt sich die interessante Frage, inwieweit der natürliche, introspektiv-humanistische Ansatz des Autors mit computergestützten, multimodalen und interaktiven Lerntechniken à la CALL und CAPT (vergleiche NERI et al. 2002) mithalten kann.

Für den lehrenden Leser, der durch sein metalinguistisches Vorwissen und seine Lehrerfahrung viele der für den interessierten Laien genannten Probleme des Buches leichter kompensieren kann, hält das Buch jedoch nicht genug didaktische Hilfestellungen und Aufbereitungen bereit, um als Basis für den Unterricht eingesetzt werden zu können – ganz abgesehen davon, dass auch die „teachers of languages“ in CANEPARIS Augen zu den „real enemies of phonetics“ gehören (S. 27). Für den ähnlich versierten, fortgeschrittenen Sprachlerner ist das Buch insbesondere in intonatorischer und allgemein prosodischer Hinsicht zu oberflächlich.

Was bleibt ist eine in meinen Augen wertvolle Mahnung für moderne PhonetikerInnen – sowohl werdende als auch etablierte – in Zeiten zunehmender Computerisierung, automatischer Analysen und instrumenteller Verfahren, die humanistischen Wurzeln und traditionellen artikulatorischen wie ohrenphonetischen Methoden des Faches nicht aus den Augen zu verlieren. CANEPARI hat völlig recht, wenn er sagt „phonetics should not be ‚studied‘ [...], it should be ‚discovered‘, while enjoying playing with sounds“ und dass die phonetische Arbeit erfordert „to really ‚listen‘ to the sounds, not just simply hear them“ (S. 12). Ein für feine Laut- und Melodieunterschiede geschultes Gehör sowie eine ausgereifte Reproduktions- und Transkriptionsfähigkeit dieser Unterschiede müssen auch heute noch die Grundlage phonetischen Arbeitens sein. Sie sind für den Schritt von der Beobachtung eines lautsprachlichen Phänomens zum Erkenntnisgewinn unerlässlich. Computer und Instrumente können diese Fähigkeiten unterstützen, erweitern und mit anderen Disziplinen vernetzen, aber nicht ersetzen. In diesem Sinne können CANEPARIS Buch – und/oder andere Bücher seiner Reihe – einen berechtigten Platz auf dem Phonetikregal finden, um uns zu inspirieren, als Quelle für Beobachtungen herangezogen zu werden und um uns daran zu erinnern, was auch ohne Computer und Instrumente in der Phonetik alles möglich ist.

## LITERATUR

- ELMENTALER, MICHAEL/PETER ROSENBERG (2015): Norddeutscher Sprachatlas. Band 1: Regiolektale Sprachlagen. Hildesheim [u. a.]: Olms (Deutsche Dialektgeographie. 113.1).
- ESSEN, OTTO VON (1956): Grundzüge der Hochdeutschen Satzintonation. Ratingen: Henn.
- FIRTH, JOHN RUPERT (1946): The English School of Phonetics. In: Transactions of the Philological Society 45 (1), 92–132.
- GRAUPE, EVELIN/KARIN GÖRS/OLIVER NIEBUHR (2014): Phonologische Prozesse im Deutschen – Behinderung oder Bereicherung der lautsprachlichen Kommunikation? In: NIEBUHR, OLIVER (Hg.): Formen des Nicht-Verstehens. Frankfurt a. M.: Lang (Kieler Forschungen zur Sprachwissenschaft. 5), 155–184.
- HARRINGTON, JONATHAN (2010): Acoustic Phonetics. In: HARDCASTLE, WILLIAM J./JOHN LAVER/FIONA E. GIBBON (eds.): The Handbook of Phonetic Sciences. Oxford: Wiley-Blackwell, 81–129.
- JONES, DANIEL (1918): An outline of English phonetics. Cambridge: Cambridge University Press.
- KOERNER, E. F. KONRAD (1993): Historiography of Phonetics: the State of the Art. In: Journal of the International Phonetic Association 23 (1), 1–12.



- KOHLER, KLAUS J. (1995): Einführung in die Phonetik des Deutschen. 2. Auflage. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik. 20).
- KOHLER, KLAUS J. (2011): On the Interdependence of Sounds and Prosodies in Communicative Functions. In: Proceedings of the 17th International Congress of Phonetic Sciences, 19–27.
- LADD, D. ROBERT (1978): Stylized Intonation. In: *Language* 54 (3), 517–540.
- LIU, QIAN (2011): Factors Influencing Pronunciation Accuracy: L1 Negative Transfer, Task Variables and Individual Aptitude. In: *English Language Teaching* 4 (4), 115–120.
- NERI, AMBRA/CATIA CUCCHIARINI/HELMER STRIK/LOU BOVES (2002): The Pedagogy-Technology Interface in Computer Assisted Pronunciation Training. In: *Computer Assisted Language Learning* 15 (5), 441–467.
- NIEBUHR, OLIVER/JULIA BERGHERR/SUSANNE HUTH/CASSANDRA LILL/JESSICA NEUSCHULZ (2010): Intonationsfragen hinterfragt – Die Vielschichtigkeit der prosodischen Unterschiede zwischen Aussage- und Fragesätzen mit deklarativer Syntax. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 77 (3), 304–346.
- NIEBUHR, OLIVER/RADEK SKARNITZL (2015): The door frame structure of speech sciences. In: NIEBUHR, OLIVER/RADEK SKARNITZL (eds.): *Tackling the Complexity in Speech*. Prag: Charles University Press, 9–23.
- O'CONNOR, JOSEPH D./GORDON F. ARNOLD (1973): *Intonation of Colloquial English. A practical handbook*. London: Longman.
- PETERS, JÖRG (2014): *Intonation*. Heidelberg: Winter (Kurze Einführungen in die germanistische Linguistik. 16).
- PETRONE, CATERINA/OLIVER NIEBUHR (2014): On the intonation in German intonation questions: The role of the prenuclear region. In: *Language and Speech* 57 (1), 108–146.
- PIKE, KENNETH L. (1943): *Phonetics. A Critical Analysis of Phonetic Theory and a Technique for the Practical Description of Sounds*. Ann Arbor: University of Michigan Press.
- POMPINO-MARSCHALL, BERND (1995): Einführung in die Phonetik. Berlin/New York: De Gruyter.
- REETZ, HENNING (2003): *Artikulatorische und akustische Phonetik*. Trier: WVT.
- RUSS, CHARLES V. J. (2010): *The sounds of German*. Cambridge: Cambridge University Press.
- RUSSELL, BERTRAND (1911): Knowledge by Acquaintance and Knowledge by Description. In: *Proceedings of the Aristotelian Society* 11, 108–128.

Sonderborg

OLIVER NIEBUHR

MADS CHRISTIANSEN (2016): *Von der Phonologie in die Morphologie. Diachrone Studien zur Präposition-Artikel-Enklise im Deutschen*. Hildesheim [u. a.]: Olms. 176 S. (Germanistische Linguistik Monographien. 32). € 29,80

Spätestens seit NÜBLING (1992) werden zunehmend Aspekte der Grammatikalisierung bei der Untersuchung der Präposition-Artikel-Enklise berücksichtigt. In NÜBLING (2005, 106) wird die Präposition-Artikel-Enklise als eine „Grammatikalisierungsbaustelle“ betrachtet, bei der „[...] das ganze Spektrum zwischen Verschmelzungsblockade und Verschmelzungsobligatorik [...]“ besteht. Die Erklärungsansätze verschoben sich damit von der Synchronie in die Diachronie. Für das Deutsche liegen nur wenige Studien zur Diachronie der Präposition-Artikel-Enklise vor (CHRISTIANSEN 2012, STEFFENS 2010; 2012). An diesem Punkt setzt die Monographie von MADS CHRISTIANSEN an, in der die Präposition-Artikel-Enklise diachron anhand historischer Korpora untersucht wird. Ziel der Dissertation ist es, „[...] die Geschichte der Präposition-Artikel-Enklise vorwiegend im Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen in formaler sowie funktionaler Hinsicht zu untersuchen, um dadurch eine Lücke in der (germanistischen) Grammatikalisierungsforschung zu schließen“ (S. 1–2). Ein zentrales Ergebnis dieser Studie besteht darin, gezeigt zu haben, dass der Ansicht, dass „[...] ältere Sprachstufen eine höhere Typenfrequenz [von

Präposition-Artikel-Enklisen; J. P.] aufgewiesen [hätten; J. P.], nicht bzw. nur mit wesentlichen Vorbehalten zuzustimmen ist“ (S. 134).<sup>1</sup>

Die Dissertation besteht aus sieben Kapiteln. Hinzu kommen eine Bibliographie, geordnet nach primären und sekundären Quellen, ein Anhang, in dem „[...] die absoluten Belegzahlen der in den einzelnen ausgewerteten Texten vorkommenden Formtypen“ (S. 169) verzeichnet sind sowie eine englischsprachige Zusammenfassung. Die Dissertation ist im Aufbau übersichtlich und enthält zudem zahlreiche Schaubilder zur Veranschaulichung der Daten, was die Informationsaufnahme erleichtert. Im Folgenden werden die einzelnen Kapitel kursorisch dargestellt.

Gemäß CHRISTIANSENS Ziel dient das zweite Kapitel „Theoretische Grundlagen“ der theoretischen Einbettung in die Grammatikalisierungsforschung. Grammatikalisierungsparameter werden diskutiert und anschließend auf die Präposition-Artikel-Enklise bezogen. Für die Herausbildung grammatischer Strukturen wird die Stellung von (Typen- und Token-) Frequenz hervorgehoben. Im dritten Kapitel „Zum Stand der Forschung“ wird die einschlägige Forschungsliteratur zur Präposition-Artikel-Enklise im Deutschen kritisch aufgearbeitet. Zu diesem Zweck werden die Arbeiten in synchrone und diachrone Studien aufgeteilt, wobei die synchronen Studien in vier Gruppen typologisiert werden können: a) Studien zum phonologischen Aspekt, b) Studien zum semantisch-pragmatischen Aspekt, c) Studien zum Grammatikalisierungsaspekt und d) Studien zum dialektalen Aspekt (siehe S. 23). Im Kapitel 4 „Grammatikalisierungsquellen“ werden die Grammatikalisierungssponder, die Präposition und der definite Artikel, behandelt. Dabei richtet sich der Fokus auf den Grammatikalisierungsgrad der Präpositionen, die zur Verschmelzung mit einem definiten Artikel neigen, sowie auf die Funktionen des Artikels im modernen Deutsch und die funktionale Expansion des Artikels in der Sprachgeschichte des Deutschen. Kapitel 5 „Methodische und empirische Grundlage“ bietet eine kritische Auseinandersetzung über die Zusammensetzung des Korpus in der vorliegenden Studie. Statt ein repräsentatives Korpus auswerten zu können, wird der Studie ein exemplarisches Korpus, das nach den Faktoren Zeit, Raum und Textsorte analysiert wird, zugrunde gelegt. Kapitel 6 „Diachrone Untersuchung“ bildet den Hauptteil der Dissertation. Es werden formale und funktionale Aspekte der Präposition-Artikel-Enklise in der Diachronie des Deutschen untersucht. Dabei liegt der Fokus auf der mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Periode, wobei der Vollständigkeit halber auch das Althochdeutsche und Neuhochdeutsche berücksichtigt werden (jedoch in geringerem Maße). Bei der Herausarbeitung der Steuerungsmechanismen für die Enklise im Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen lassen sich zwei Perioden feststellen. In der mittelhochdeutschen Periode ist die Steuerung maßgeblich phonologisch, in der frühneuhochdeutschen Periode wird hingegen die Enklise durch eine Zunahme an kategorialer Festlegung gekennzeichnet. Außerdem werden für die zwei Perioden die Faktoren Raum und Textsorte angerissen. Schließlich werden im Kapitel 7 „Zusammenfassung“ die Ergebnisse resümiert.

CHRISTIANSEN hat eine hervorragende Leistung vorgelegt. Die folgende Diskussion wird sich daher auf Kritik an der Dissertation beschränken. In Kapitel 6.3.2 (S. 93–97) geht CHRISTIANSEN auf die phonologischen Prozesse ein, die zur Klitisierung der Präposition und des Artikels führen. Abbildung 1 gibt die einschlägigen Prozesse in vereinfachter Form wieder.

Schwa-Synkope > *d*-Schwund > Assimilation > Degeminierung > Schwa-Apokope

Abb. 1: Phonologische Prozesse bei der Herausbildung der Präposition-Artikel-Enklise nach CHRISTIANSEN (2016, 93–97)

CHRISTIANSEN beschreibt die phonologischen Prozesse und ihre relative zeitliche Abfolge, dennoch untermauert er seine Argumentation mit keinerlei Evidenz aus Sprachatlanten oder Literaturquellen, die zeigen, dass die einschlägigen Prozesse in den relevanten Gebieten überhaupt gewirkt haben bzw. in der in der Dissertation postulierten Sequenz gewirkt haben.

<sup>1</sup> Diese Ansicht wird zum Beispiel in SZCZEPANIAK (2011, 88) vertreten.

In Kapitel 6.4 wird der funktionale Aspekt der Präposition-Artikel-Enklise behandelt. Die Enklise unterzog sich einer funktionalen Expansion in semantisch-definiten Kontexten. CHRISTIANSEN behauptet zu zeigen, dass „[...] in gewissen Artikelfunktionen eindeutige Verschmelzungspräferenzen bestehen“ (S. 111–112). Es ist fraglich, ob die präsentierten qualitativen Daten CHRISTIANSENS Behauptung stützen, dass die Enklise „Verschmelzungspräferenzen“ aufweist. Diese Behauptung bedarf in Form einer quantitativen Analyse der Gebrauchswesen der Enklise und der Vollform einer Überprüfung.

In Kapitel 6.6 weist die Dissertation eine weitere Schwachstelle in der Argumentation auf. CHRISTIANSEN argumentiert, dass das Mittelhochdeutsche, im Gegensatz zum Frühneuhochdeutschen, eine starke dialektale Gliederung bezüglich der Präposition-Artikel-Enklise in token- und typenfrequenzieller Hinsicht aufweist, das Frühneuhochdeutsche zeigt hingegen keine wesentlichen dialektalen Unterschiede (S. 122–123). Tabelle 1 zeigt die einschlägigen Daten.

Sprachstufe \ Dialektverband	Oberdeutsch	Mitteldeutsch
Mittelhochdeutsch	2,3 %	0,7 %
Frühneuhochdeutsch	20,0 %	22,0 %

Tab. 1: Präposition-Artikel-Enklise im Mittel- und Frühneuhochdeutschen nach CHRISTIANSEN (2016, 122–123), modifiziert

Problematisch an CHRISTIANSENS Argumentation ist, dass in tokenfrequenzieller Hinsicht die Verschmelzungsrate zwischen den ober- und mitteldeutschen Dialekten im Mittelhochdeutschen geringer ist als die Verschmelzungsrate zwischen den ober- und mitteldeutschen Dialekten in der frühneuhochdeutschen Periode. Es ist fraglich, ob ein Unterschied von 1,6% in der mittelhochdeutschen Periode überhaupt den Schluss einer starken dialektalen Gliederung zulässt. Die Präsentation der Daten stützt CHRISTIANSENS Argumentation an dieser Stelle nicht. Die Daten zeigen eher, dass in tokenfrequenzieller Hinsicht die Verhältnisse bezüglich der Präposition-Artikel-Enklise räumlich schwanken. Dies zeigt sich daran, dass das Oberdeutsche prozentual mehr Präposition-Artikel-Verschmelzungen in der mittelhochdeutschen Periode aufweist, wohingegen das Mitteldeutsche dies in der frühneuhochdeutschen Periode tut. Diese Tatsache wird bei der Argumentation nicht berücksichtigt. CHRISTIANSENS Behandlung der räumlichen Dimension ist zudem aus zweierlei Hinsicht eher unbefriedigend, weil erstens nur die Verschmelzungsrate für die Enklise angegeben wird, ohne dass die Raten für Zusammenschreibungen und – nach der verwendeten Terminologie CHRISTIANSENS – analytische Präposition-Artikel-Verbindungen angeführt werden, und zweitens, weil sich die Frage stellt, ob sich bei einer feineren räumlichen Gliederung das gleiche Resultat ergeben hätte.

Die Dissertation arbeitet den Forschungsstand zum Deutschen befriedigend auf. In diesem Zusammenhang wäre eventuell noch die Studie von MAGER (1916) zu nennen. Obwohl sich die Dissertation weitgehend auf die mittelhochdeutschen und frühneuhochdeutschen Perioden bezieht, wäre ein Bezug zum Phänomen in (nahverwandten) germanischen Sprachen wünschenswert gewesen, wie zum Beispiel WAHRIG-BURFEIND (1998) zum Niederdeutschen oder VISSER (1990) zum Altfriesischen. Dem aufmerksamen Leser wird außerdem nicht entgehen, dass das zusammenfassende Kapitel fast ausschließlich aus direkten Textübernahmen vorangehender Kapitel besteht. Verwirrend ist zudem, dass CHRISTIANSEN von „statistischer Signifikanz“ an mehreren Stellen in seiner Dissertation spricht (zum Beispiel S. 83 oder 87), ohne jedoch einen statistischen Test durchgeführt zu haben bzw. die Ergebnisse oder den Namen des Tests angegeben zu haben. Aus diesem Grund dürfte seine Verwendung des Begriffs nicht korrekt sein (zum Konzept der „statistischen Signifikanz“ siehe zum Beispiel LOEWEN/PLONSKY 2016, 182–183). Darüber hinaus wäre es wünschenswert gewesen, hätte CHRISTIANSEN die seinen Figuren zugrundeliegenden Berechnungen erklärt bzw. auf die absoluten Belegzahlen hingewiesen. Dies hätte dem interessierten Leser die Überprüfung bzw. weitere Analysen der Daten ermöglicht.

Im Großen und Ganzen wurde die Dissertation dennoch sorgfältig und verständlich geschrieben. CHRISTIANSENS Leistung besteht in der Auswertung eines großen Textkorpus, wobei er die Ergebnisse in Zusammenhang mit jüngeren Erkenntnissen der Grammatikalisierungsforschung gebracht hat. CHRISTIANSENS Studie stellt somit einen willkommenen Beitrag zur Erforschung der Enklise im Germanischen dar.

## LITERATUR

- CHRISTIANSEN, MADS (2012): Die Präposition-Artikel-Enklise im Mittelhochdeutschen und Frühneuhochdeutschen. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur 134, 1–24.
- LOEWEN, SHAWN/LUKE PLONSKY (2016): An A–Z of Applied Linguistics Research Methods. London: Palgrave.
- MAGER, ANNA (1916): Die historische Entwicklung des Artikels in Praepositionalverbindungen im Frühneuhochdeutschen. [Dissertation Heidelberg]. Stuttgart: Stähle & Friedel.
- NÜBLING, DAMARIS (1992): Klitika im Deutschen. Schriftsprache, Umgangssprache, alemannische Dialekte. Tübingen: Narr (ScriptOralia. 42).
- NÜBLING, DAMARIS (2005): Von *in die* über *in 'n* und *ins* bis *im*. Die Klitisierung von Präposition und Artikel als „Grammatikalisierungsbaustelle“. In: LEUSCHNER, TORSTEN/TANJA MORTELMANS/SARAH DE GROODT (Hg.): Grammatikalisierung im Deutschen. Berlin/New York: Walter de Gruyter, 105–131.
- STEFFENS, RUDOLF (2010): Zur Diachronie der Präposition-Artikel-Enklise. Evidenz aus Flurnamen. In: Beiträge zur Namensforschung N. F. 45, 245–292.
- STEFFENS, RUDOLF (2012): Die Präposition-Artikel-Enklise in der deutschen Sprachgeschichte unter besonderer Berücksichtigung der Bibelübersetzung Martin Luthers. In: Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik 79 (3), 298–329.
- SZCZEPANIAK, RENATA (2011): Grammatikalisierung im Deutschen. Eine Einführung. Tübingen: Narr (Narr Studienbücher).
- VISSER, WILLEM (1990): From Modern Frisian to Old Frisian: On Cliticisation of the Definite Article. In: BREMMER, ROLF H. JR./GEART VAN DER MEER/OEBELE VRIES (eds.): Aspects of Old Frisian Philology. Amsterdam: Rodopi (Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik. 31/32), 466–482.
- WAHRIG-BURFEIND, RENATE (1998): Bestimmtheit bei Artikelwörtern und Personalpronomina im Niederdeutschen. In: BOEDER, WINFRIED/CHRISTOPH SCHROEDER/KARL HEINZ WAGNER/WOLFGANG WILDGEN (Hg.): Sprache in Raum und Zeit. Band 2: Beiträge zur empirischen Sprachwissenschaft. Tübingen: Narr, 319–334.

Marburg

JEFFREY PHEIFF

T. GIVÓN (2015): The Diachrony of Grammar. 2 Volumes. Philadelphia/Amsterdam: Benjamins. 928 pp. € 150,–

GIVÓN ist zweifelsohne einer der Pioniere und bedeutendsten Verfechter der modernen funktionalen Linguistik überhaupt, eine Perspektive auf Sprache und grammatische Strukturen, die das vorliegende Werk durch und durch einlöst. Anders als der Titel „The Diachrony of Grammar“ jedoch nahelegt, handelt es sich bei dem zweibändigen Werk nicht um eine „klassische“ Monographie, sondern – wie der Klappentext andeutet – um eine Kompilation einschlägiger Publikationen zum Entstehen und Vergehen grammatischer Konstruktionen aus der jahrzehntelangen Schaffenszeit des Autors. Insofern erwarten die mit GIVÓNs Arbeiten vertrauten Leser keine völlig neuen Forschungsergebnisse. Nichtsdestotrotz hat sich der Verfasser lobenswerterweise nicht mit einem einfachen Wiederabdruck seiner Publikationen begnügt, was sich an sämtlichen Überarbeitungen, Aktualisierungen und Erweiterungen einzelner Kapitel zeigt.

In insgesamt 32 Kapiteln, verteilt auf sechs Themenkomplexe, wird ein aufschlussreicher Einblick in die Herausbildung grammatischer Strukturen und übergreifender Prinzipien an einer

immer wieder beeindruckenden Vielzahl von Sprachen geboten. Die Makro-Gliederung in die sechs Themenkomplexe erfolgt jedoch – anders als der Werktitel wünschen lässt – nicht stringent nach grammatischen Kriterien wie Diathese (Part III) oder Komplexität (Part V), sondern auch nach (sprach)geographischen Aspekten, in denen sprachstrukturelle Besonderheiten bestimmter Sprachen bzw. -familien im Vordergrund stehen (Niger-Kongo- bzw. Uto-Azteckische Sprachen, Part II bzw. IV).

Der erste Band setzt nach einem knappen Vorwort (S. ix–xi) zunächst mit einem theoretischen Komplex ein (Part I: Perspective). Hier konturiert GIVÓN in vier Kapiteln seine funktional orientierte Perspektive auf Sprache, die er als „frontal assault on F. de Saussure’s corrosive legacy in linguistics“ (S. x) begreift: Synchronie und Diachronie sind die zwei untrennbar miteinander verflochtenen Seiten einer Medaille, die Diachronie selbst als die Hauptquelle für (synchron) grammatische Strukturen zu verstehen. Nur so sei es möglich – so GIVÓN – Universalien in (Neuro-)Kognition, Kommunikation und Sprachentwicklung (vor allem Sprachwandel und -erwerb) aufzudecken. Im Zentrum der theoretischen Ausführungen, an die im weiteren Verlauf immer wieder angeknüpft wird, stehen dabei diskursmotivierte Grammatikalisierungsprozesse entlang des Syntax-Morphologie-Spannungsfelds, die GIVÓN mit dem Motto „today’s morphology is yesterday’s syntax“ maßgeblich prägte. Der zweite Themenkomplex (Part II: Out of Africa) enthält acht Fallstudien zur diachronen (Morpho-)Syntax (meist) auf dem afrikanischen Kontinent beheimateter Sprachen, allen voran verschiedenster Vertreter der Niger-Kongo-Sprachfamilie, und hier besonders der Bantusprachen (Kap. 5–7), aber auch zum biblischen Hebräisch (Kap. 9–10). Neben diesen eher mikrotypologischen bzw. einzelsprachlichen Studien finden sich auch sprachfamilienübergreifende und damit makrotypologische Untersuchungen, zu Topik und Kongruenz allgemein (Kap. 8), zur Diachronie des sogenannten *dativus ethicus* im Hebräischen und Spanischen (Kap. 11) sowie zur Herausbildung von Indefinitmarkern in verschiedensten Sprachen, darunter Englisch und Englisch-basierter Kreole, Ute, Hebräisch (Kap. 12). Band I schließt mit einem Themenkomplex zur Diathese (Part III: Voices), der die Entstehung ausgewählter Passiv-Konstruktionen im Englischen (Kap. 13) und Lunda, einer Bantusprache (Kap. 14), sowie in den beiden Indianersprachen Tolowa (Kap. 15) und Ute (Kap. 16) behandelt. Die synchron beobachtbare typologische Vielfalt ist dabei stets das Ergebnis historisch unterschiedlicher Grammatikalisierungsquellen (vergleiche zum Beispiel das englische BE- bzw. GET-Passiv oder VP-Nominalisierungen im Ute). Besonders aufschlussreich ist die Zusammenführung der vorausgegangenen einzelsprachlichen Ergebnisse in eine diachrone Typologie von Passiv-Konstruktionen (Kap. 17), an die sowohl typologisch orientierte als auch einzelsprachliche linguistische Forschungen anknüpfen können. Zusammenführungen und Zwischenzusammenfassungen wie diese, die sich vereinzelt auch zu weiteren Fallstudien finden, wären bei der Fülle an Sprachmaterial und Informationen für alle Kapitel willkommen gewesen. Auch ein grober „Fahrplan“ zu Beginn der sechs Themenkomplexe hätte die Leserführung sicherlich gestützt.

Band II ist analog zum ersten in drei Themenkomplexe gegliedert: Der erste hiervon – Part IV (die Nummerierung aus Band I wird fortgeführt) – greift fünf Studien zum Ute auf, dessen ausgiebige Erforschung und Dokumentation im Wesentlichen GIVÓN’S jahrzehntelanger Arbeit zu verdanken ist. Behandelt werden vor allem aus grammatikalisierungstheoretischer Perspektive die Entstehung von Kasusmarkierungen (Kap. 18), Postpositionen (Kap. 19), pronominaler Kongruenz (Kap. 20) und komplexer Prädikate (Kap. 21) sowie Polygrammatikalisierungen unterschiedlichen Grades bei den (üblichen verdächtigen) Verben TUN, SEIN, HABEN und GEHEN (Kap. 22). Mit dem darauffolgenden Themenabschnitt zur Komplexität syntaktischer Strukturen (Part V) wird wieder die sprachtypologische Vogelperspektive eingenommen: An einer beeindruckenden, aber gleichzeitig für den Lesenden fast nicht mehr zu überblickenden Anzahl von Sprachen verschiedenster Sprachfamilien (vor allem Trans-Neuguineisch, Chibcha-Sprachen, Uto-Azteckisch) werden aus diachroner Perspektive Phänomene beleuchtet wie die in nicht-indogermanischen Sprachen häufig anzutreffende Verbserialisierung (Kap. 23) und die oft daraus resultierende Grammatikalisierung zu Auxiliaren (Kap. 24), zudem die Genese komplexer Verbal- und Nominalphrasen (Kap. 25 bzw. 26) im Zuge von *clause union* („Satzvereinigung“). Auf diesen letzten beiden Kapiteln aufbauend wird die Diachronie finiter und nominalisierter Strukturen behandelt (Kap. 27). Der

wohl als Ausblick zu verstehende letzte Komplex (Part VI: Prospective) zeigt Parallelen zwischen Diachronie und Biologie auf (Kap. 28), zum Beispiel beim Komplexitätszuwachs auf sprachlicher und biologischer Ebene. Diese im Großen und Ganzen überzeugend dargestellte Parallelisierung ist vor dem Hintergrund, dass GIVÓN die Wurzeln des Funktionalismus in der Biologie sieht, wenig überraschend. Dabei verfolgt der Autor die Vordenker des linguistischen Funktionalismus bis in die Antike (Kap. 30) und setzt Kritikern des interdisziplinären funktionalistischen Ansatzes stichhaltige Argumente entgegen (Kap. 31). Abschließend und für eine derartige Publikation eher ungewöhnlich findet sich ein Interview mit dem Autor, in dem seine „*vida loca en la linguística*“ revue passiert wird (Kap. 32). Wie Band I (obwohl im Inhaltsverzeichnis nicht so ausgewiesen, S. vii) schließt auch der zweite Band mit einem Literatur- (leider auch ohne Seitenangaben bei unselbständigen Publikationen) sowie einem Sprachen- und thematischen Verzeichnis ab.

Überaus lobenswert ist das stets datenbasierte Vorgehen des Autors, das auf einer Fülle an synchronem und diachronem Material aus einer beeindruckenden Anzahl von Sprachen beruht und mit einer Vielzahl an Visualisierungen (vor allem Tabellen) auch komplexeste Sachverhalte zugänglich macht. Nichtsdestotrotz fühlt sich der Leser an mehreren Stellen im Buch gerade bei vielen Sprachbeispielen „allein“ gelassen, die der Beweisführung von GIVÓN'S Argumentationskette dienen. Das liegt daran, dass mehrfach und teils über mehrere Seiten aneinandergereihte Beispiele wenn überhaupt, dann nur minimalistisch kommentiert und diskutiert werden, so dass man sich als Leser das Gemeinte oft mühsam selbst erschließen muss, zum Beispiel bei den kaum verbalisierten Ausführungen zur Verbserialisierung in den Niger-Kongo-Sprachen (Kap. 7) oder zur Evolution der detransitiven Diathese im Tolowa (Athapaskisch, Kap. 15). Von einer stärkeren Einbindung der gegebenen Sprachbeispiele in den Haupttext hätte nicht nur das Verständnis profitiert – zumal wohl nur wenige Leser mit GIVÓN'S Sprachkenntnissen mithalten können –, sondern auch die gesamte Argumentation des Autors. Die wohl größte Angriffsfläche dürften die auf typologischen Universalien fußenden, diachron aber kaum untermauerten und daher recht spekulativ anmutenden Rekonstruktionen liefern, zum Beispiel zum verbalen Ursprung von adverbialen und perfektiven Präfixen sowie Postpositionen im Tolowa (Kap. 29). Hier basiert die gesamte Argumentationskette auf rein synchronem Material, und wie der Autor selbst zugeben muss, bleibt seine „*suggested reconstruction of the history of the Tolowa Athabaskan verbal word a hypothesis*“ (S. 768). Originell und interessant, wenngleich nicht weniger spekulativ ist GIVÓN'S Rekonstruktion vormenschlicher Kommunikation und der Sprachevolution in Kapitel 28 (Abschnitte 2 und 6), die über die Parallelisierung mit Entwicklungen aus der Diachronie, dem Spracherwerb und der vorgrammatischen Phase von Pidgins erfolgt.

Nur am Rande seien die angesichts des Werkumfangs wenigen Tipp- bzw. typographischen Fehler erwähnt, unter anderem *theses* statt *these* (S. x), die versehentliche Kleinschreibung des Personennamens *bill* in Beispiel (4)(a) (S. 31), *constructions rises* statt *rise* (S. 49), *two diachronic example* statt *examples* (S. 51), eine fehlende Leerzeile nach Beispiel (4) (S. 53), *Man* statt *man* in Beispiel (10)(c) und *That* statt *that* in Beispiel (10)(d) (S. 57), *wiess* statt *weiß* im deutschen Sprachbeispiel (16)(e) (S. 64), falsche (automatische?) Silbentrennung in *Forschungsgemeinschaft* statt *Forschungs-gemeinschaft* (Fußnote 1, S. 555), *quatros* statt *cuatro años* (S. 801); kaum erkennbare Spatien, zum Beispiel im zweiten Textabschnitt auf Seite 509.

Alles in allem dürfte dieses Monumentalwerk, mit dem GIVÓN sein beeindruckendes Lebenswerk hinterlässt, vor allem für Sprachtypologen und vor dem Hintergrund der behandelten Sprachen auch für Afrikanisten und Altamerikanisten einschlägig sein. Sieht man in der Vielzahl der bereitgestellten Sprachbeispiele kein Hindernis, sondern die Chance, GIVÓN'S Erkenntnisse und Implikationen für ein umfassendes Verständnis von Sprache und ihrer Strukturen für die eigene linguistische Disziplin fruchtbar zu machen, so hat das Buch definitiv seinen Zweck erreicht. Und es bleibt zu hoffen, dass GIVÓN'S Wunsch in Erfüllung geht und mit seinem zusammengetragenen Wissen „*someone smarter, or bolder than myself [...] the grand design*“ (S. x) festnagelt.

Mainz

JESSICA NOWAK

CAROLIN JÜRGENS (2015): Niederdeutsch im Wandel. Sprachgebrauchswandel und Sprachwahrnehmung in Hamburg. Hildesheim: Olms. 448 S. (Deutsche Dialektgeographie. 119). € 78,-

Das vorliegende Buch von CAROLIN JÜRGENS ist eine sehr sorgfältige und umsichtige Auseinandersetzung mit dem rezenten Sprachgebrauchswandel und der gegenwärtigen Sprachwahrnehmung des Niederdeutschen in Hamburg. Im Zentrum stehen dabei die Konzeptualisierung des Niederdeutschen durch aktuelle Sprecherinnen und Sprecher und die damit verbundene Frage, ob dem Niederdeutschen in Hamburg der Status einer Kommunikationssprache noch zukommt oder ob es sich in Richtung Identifikationssprache weiterentwickelt hat (vergleiche HÜLLEN 1992). Über diese Fragen sollen einerseits der Sprachgebrauch und die (wahrgenommene) Vitalität und andererseits das Identifikationspotenzial und die sozialsymbolische Verwendung entscheiden. Als Methode wählt die Autorin ein qualitatives Vorgehen, indem der Sprachgebrauchswandel anhand von Sprachbiographien untersucht und sprachbezogenes Wissen und Spracheinstellungen für die Niederdeutsch-Konzeptualisierung analysiert werden.

Das Buch ist in 13 Kapitel gegliedert. Der Hauptteil des Buches teilt sich in einen theoretisch-methodischen Teil (Kap. 2 bis 6) und einen empirischen Teil (Kap. 7 bis 12). Dies ist nicht nur für die Orientierung im nahezu 450 Seiten starken Werk hilfreich, vielmehr wird der empirische Teil der Arbeit dadurch theoretisch und methodisch gut vorbereitet. Kapitel 1 bietet eine allgemeine Einleitung in den Forschungsgegenstand. Unter Rückbezug auf die skizzierten theoretischen Modelle und die Verortung in der *Folk Linguistics* und der Stadtsprachenforschung wird die vorliegende Untersuchung – auf deren Präsentation man etwas ungeduldig wartet – vorgestellt und die konkreten Erkenntnisziele sowie das Vorgehen genau dargelegt.

Kapitel 2 ist der präzisen terminologischen Klärung der Kernbegriffe „Wissen“, „Einstellung“ und „Stereotyp“ gewidmet und „unter Rückgriff auf soziologische, kognitionswissenschaftliche und sozialpsychologische Ansätze theoretisch fundiert“ (vergleiche S. 22). So wird Wissen kognitionswissenschaftlich als strukturierte Information in Form von Konzepten, Schemata und mentalen Modellen definiert (S. 31–33); sprachliches Alltagswissen als Teil des allgemeinen Alltagswissens wird als intersubjektive und handlungsleitende Größe etabliert (S. 25 und 33–34), die sowohl systemlinguistisches Regelwissen als auch soziolinguistisches Sprachgebrauchswissen beinhaltet (S. 38–39). Einstellungen werden klassisch nach dem Dreikomponentenmodell von ROSENBERG/HOVLAND (1960) skizziert und in die Theorie des überlegten Handelns respektive des geplanten Verhaltens nach BOHNER (2002) integriert (S. 47–51). Indem die Autorin die Bewertung als konstitutive Komponente von Einstellungen hervorhebt, wird eine saubere Abgrenzung von den nichtwertenden Wissensbeständen angelegt. Allerdings muss dahingestellt bleiben, ob bei Fragen, wie zum Beispiel derjenigen nach dem „besten Plattdeutsch“, tatsächlich einzig werteneutrales sprachbezogenes Alltagswissen erhoben wird, ohne dass zum Beispiel norm- oder autoritätsgeleitete Beurteilungen mit einfließen. Die Autorin räumt denn auch selber ein, „dass Alltagswissen und Einstellungen stark miteinander vernetzt sind und es sich [...] um eine analytische Trennung handelt“ (S. 136). Die Bewertung als unterscheidendes Kriterium wird bei der Einordnung von Stereotypen noch einmal bedeutsam: Stereotype werden als Attribute definiert, die einer Entität oder Gruppe prototypisch und mit hohem Wiedererkennungswert zugeschrieben werden – sind diese werteneutral, handelt es sich um stereotype Wissensbestände, sind sie hingegen wertend, handelt es sich um stereotype Einstellungen (S. 66 und 70–71).

Kapitel 3 und 4 referieren den allgemeinen Forschungsstand und die Sprachbiographieforschung im Besonderen. Neben einem Überblick zu den bisherigen groß- und kleinräumigen Niederdeutsch-Untersuchungen werden verschiedene Analysedimensionen (gängige Topoi, diachrone Perspektive und andere) und Methodenansätze (insbesondere die Rekonstruktion narrativer Identität) kritisch diskutiert. In Kapitel 5 schließlich werden der Untersuchungsort und die Sprachsituation in Hamburg genauer beleuchtet.

In Kapitel 6 werden die Erhebungsmethoden und die Datenaufbereitung offengelegt. Das qualitative Forschungsdesign der vorliegenden Studie ist durch seine Fokussierung auf das Individuum nicht nur innovativ, sondern überzeugt insbesondere durch die stringente Darlegung

der Beweggründe für das gewählte Vorgehen. Einer anfälligen Kritik gegenüber der Analyse qualitativer Daten (wie fehlende Intersubjektivität, Objektivität und Reliabilität) begegnet JÜRGENS souverän sowohl durch die systematische Herangehensweise beim Codieren als auch durch den Anspruch, über den Einzelfall zu intersubjektiven Erkenntnissen zu gelangen, vergleiche zum Beispiel Seite 138: „Deshalb wird in der Analyse der erhobenen Daten auch ein überindividuel-ler Vergleich sowie eine Typisierung angestrebt, wobei herausgearbeitet werden soll, was nicht zufällig, sondern intersubjektiv gültig ist“.

Der genaue Phasenplan wird in Kapitel 6.2 (siehe Abb. 6, S. 139) dargestellt und die Teilaspekte in den folgenden Unterkapiteln expliziert (soziolinguistische Parameter der 20 Gewährspersonen, Transkriptionskonventionen, Codiervorgehen, Konkordanzanalysen etc.). Zusammenfassend verfolgt das gewählte Vorgehen das Ziel, einerseits Einzelfallanalysen anhand inhaltsanalytischer Techniken, andererseits eine fallübergreifende Analyse der Sprachbiographien anhand der Typenbildung zu ermöglichen sowie die Konzeptualisierung des Niederdeutschen mittels satzsemantischer und gesprächsanalytischer Analysen herauszuarbeiten. Die Ergebnisse des empirischen Teils der Untersuchung belegen den Erfolg dieser methodischen Wahl.

Der empirische Teil (Kap. 7 bis 12) stellt denn auch das eigentliche Herzstück der Arbeit dar. In einem ersten Schritt wird auf Basis der Sprachbiographien der Sprachgebrauchswandel analysiert (Kap. 7). Dabei gelingt es der Autorin, anhand der Typenbildung drei Gebrauchstypen zu eruieren: den Alltagssprecher, den Gelegenheitssprecher und den Freizeitsprecher. Während sich beim Alltagssprecher der Sprachgebrauchswandel naturgemäß am wenigsten ausgeprägt zeigt, liegt beim Gelegenheitssprecher der umfassendste Wandel vor, da er das Niederdeutsche nur noch gelegentlich und eher zufällig verwendet. Beim Freizeitsprecher wird zwar ebenfalls ein Rückgang im Alltagsgebrauch verzeichnet, das Niederdeutsche erfährt aber durch einen gezielten und kompensatorischen Freizeitgebrauch eine Aufwertung.

Kapitel 8 ist der Frage geschuldet, wie der Einstellungswandel des Niederdeutschen wahrgenommen wird und wie Laien erklären, dass sich trotz vermindertem Gebrauch eine Aufwertung des Niederdeutschen abzeichnet. Dies kann vorbereitend für die folgenden Kapitel gelten, in denen die Frage der Niederdeutsch-Konzeptualisierung im Zentrum steht. In Kapitel 9 wird die funktionale Konzeptualisierung des Niederdeutschen als Kommunikationssprache erörtert, die im Wesentlichen auf eine wahrgenommene Vitalität des Niederdeutschen zurückzuführen ist. Da dem Niederdeutschen eine positive Vitalität mehrheitlich abgesprochen wird, muss auch der Status als Kommunikationssprache in Frage gestellt werden. Die Autorin fragt demnach zu Recht, „warum das Niederdeutsche weiterhin verwendet wird, wenn seine Nützlichkeit im Alltag so gering ist wie von den Befragten wahrgenommen“ (S. 255). Die Antwort erfolgt postwendend durch die Hinwendung zu einer Konzeptualisierung des Niederdeutschen als Identifikationssprache. In Kapitel 10 und 11 werden hierfür das Identifikationspotenzial und die sozial symbolische Verwendung untersucht. Das Identifikationspotenzial wird anhand der regionalen Identifikation und des Selbstkonzeptes der Befragten und anhand der typischen Attribute „Humor“, „ländlicher Raum“ und „Arbeiterschicht“ geprüft. Die regionale Identifikation kann sowohl als aktuelle Sprachrealität (Hamburgisch als Symbol für Heimat, als Geheimsprache etc.) als auch als vergangene Sprachrealität (als Teil der Stadtgeschichte, als kulturgeschichtliches Zeugnis) als immanent herausgestellt werden (vergleiche zum Beispiel S. 272). Außerdem zeigt die Autorin, dass die Befragten Niederdeutsch „trotz negativer Bewertung von außen“ (S. 296) selbstverständlich in ihr Selbstkonzept integrieren und Niederdeutsch-Kompetenz zur Etablierung eines positiven Selbstbildes einsetzen. Während alle untersuchten Stereotype, mit Ausnahme des „typisch niederdeutschen Humors“, im Wissensbestand der Befragten vorhanden sind, wird in erster Linie das Stereotyp „niedrige soziale Schicht“ – allerdings mit Umdeutung in eine positive Bewertung (vergleiche S. 345) – zur Konzeptualisierung des Niederdeutschen herangezogen. Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass das Niederdeutsche einen hohen Symbolgehalt und zudem eine gruppenkonstituierende Wirkung aufweist. JÜRGENS kommt auf Basis dieser Befunde zu dem Schluss, dass dem Niederdeutschen der Status einer Identifikationssprache zugewiesen werden kann (S. 362).



Während die Ausführungen zur symptomatischen Funktion durchaus überzeugen, fehlt es hier teilweise an der Einbettung in den Forschungskontext respektive wären Verweise auf die korrelierenden Kapitel im Theorie-Teil angezeigt gewesen. So wären zum Beispiel bei der Analyse des Selbstkonzeptes (Kap. 10.2) Verweise sowohl auf die Positionierungsverfahren bei der Rekonstruktion narrativer Identitäten, wie sie in Kapitel 4.3 (S. 117) diskutiert werden, als auch auf die Ursprünge der *Positioning*-Theorie (vergleiche etwa HARRÉ/VAN LANGENHOVE 1999) hilfreich. Bei der Problematisierung von sprachinhärenten Merkmalen vs. sprecherbasierten Merkmalen (Kap. 10.3, insbesondere S. 311 und 313) wären ein Bezug zu Kapitel 2 (S. 53) und insbesondere eine Auseinandersetzung mit den in IRVINE/GAL (2000) beschriebenen Ikonisierungsprozessen gewinnbringend.

Der Abschluss und Höhepunkt des empirischen Teils bildet die Korrelierung der eruierten Gebrauchstypen mit der Konzeptualisierung des Niederdeutschen. Die Befunde in Kapitel 12 stellen damit nochmals das qualitative Design als Methode der Wahl heraus: Während quantitative Erhebungen dem Rätsel der rückläufigen Sprachverwendung bei überwiegend positiven Sprach Einstellungen ratlos gegenüberstehen, kann eine qualitative Untersuchung wie die vorliegende aufzeigen, dass erst die Konzeptualisierung des Niederdeutschen als Identifikationssprache – die nur bei den Freizeit- und Alltagssprechern vorliegt – gebrauchsfördernd wirkt (vergleiche S. 383–385 sowie die Zusammenfassung in Kap. 13).

Abschließend kann resümiert werden, dass JÜRGENS' Werk nicht nur durch seine methodisch-theoretische Stringenz (einmal abgesehen von einigen wenigen etwas knapp eingeführten Begrifflichkeiten, wie etwa „Nahsprache“ oder „Glokalisierung“), die innovative Herangehensweise und die interessanten Ergebnisse, sondern insbesondere durch die genaue Darlegung der Daten(analysen) besticht. Nicht ganz nachvollziehbar ist hierbei einzig die Entscheidung, wichtige Belege, Ergebnisse und Definitionen teilweise in die Fußnoten zu verbannen, wo sie inmitten der Literaturangaben etwas unterzugehen drohen. Die inhaltliche Fülle der Untersuchung wird durch ein knapp 30-seitiges Literatur- und Quellenverzeichnis und die Offenlegung sowohl des Interview- und Codierleitfadens als auch der Transkriptionskonventionen abgerundet.

## LITERATUR

- BOHNER, GERD (2002): Einstellungen. In: STROEBE, WOLFGANG/KLAUS JONAS/MILES HEWSTONE (Hg.): Sozialpsychologie. Eine Einführung. 4., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin [u. a.]: Springer, 265–315.
- HARRÉ, ROM/LUK VAN LANGENHOVE (eds.) (1999): *Positioning Theory*. Oxford: Blackwell.
- HÜLLEN, WERNER (1992): Identifikationssprachen und Kommunikationssprachen. Über Probleme der Mehrsprachigkeit. In: *Zeitschrift für germanistische Linguistik* 20 (3), 298–317.
- IRVINE, JUDITH/SUSAN GAL (2000): Language ideology and linguistic differentiation. In: KROSKRITY, PAUL V. (ed.): *Regimes of Language. Ideologies, Politics, and Identities*. Santa Fe: SAR Press, 35–83.
- ROSENBERG, MILTON J./CARL I. HOVLAND (1960): Cognitive, Affective, and Behavioral Components in Attitudes. In: ROSENBERG, MILTON J./CARL I. HOVLAND/WILLIAM J. MCGUIRE/ROBERT P. ABELSON/JACK W. BREHM (eds.): *Attitude Organization and Change: An Analysis of Consistency among Attitude Components*. New Haven: Yale University Press, 1–14.

Basel

REBEKKA STUDLER

JENS PHILIPP LANWER (2015): Regionale Alltagssprache. Theorie, Methodologie und Empirie einer gebrauchsbasierten Areallinguistik. Berlin/Boston: De Gruyter. 377 S. (Empirische Linguistik/Empirical Linguistics. 4). € 99,95

Die Arbeit ist als Dissertation an der Universität Münster entstanden im Rahmen des Forschungsprojektes „Sprache in Norddeutschland“ (SiN) und dem Lehrer und Betreuer JÜRGEN MACHA gewidmet, der im Januar 2014 überraschend verstorben ist.

Lange Zeit war man sich in der Areal- und Soziolinguistik einig, dass in „Norddeutschland“, wo immer man die Grenzen ziehen wollte, der Dialekt oder das Platt schon seit langem am Verschwinden seien oder in manchen Regionen bereits nur noch ein museales Dasein fristeten. Die einhellige Meinung bezog sich in der Regel auf eigene Erfahrung und demoskopische Umfragen. Sie wurde auch nicht erschüttert, als die Soziodialektologie in Schleswig-Holstein oder in der Altmark oder gar in Berlin (hauptsächlich Berlin-Ost) doch noch mehr als nur Spuren plattdeutschen Substrates nachweisen konnte. „Belastbare“ Daten zum Problem gab es jedoch kaum.

Diesem Mangel will das oben genannte Forschungsprojekt Abhilfe verschaffen. Dazu haben sich sechs Universitäten zusammengetan: Frankfurt (Oder) (PETER ROSENBERG), Hamburg (INGRID SCHRÖDER), Kiel (MICHAEL ELMENTALER), Potsdam (JOACHIM GESSINGER), Münster (JÜRGEN MACHA †), Bielefeld (JAN WIRRER).<sup>1</sup> In einer Datenerhebungsphase von 2008 bis 2010 wurden in 18 Regionen an je zwei Orten Sprachdaten erhoben. Datenlieferanten an den 36 Orten waren jeweils vier, in der Mehrzahl weibliche Gewährspersonen mittleren Alters, insgesamt 144 Gewährspersonen. Aufgenommen wurden das Lesen standarddeutscher Texte, ein Interview mit dem Explorator, eine freie Erzählung, Tischgespräche und, sofern möglich, eine Übersetzung von Testsätzen ins Niederdeutsche. Für die Auswertungsphase haben sich die beteiligten Universitäten verschiedene Schwerpunkte gesetzt. Für Münster sind es „Individuelle Aspekte der Sprachvariation: Sprachlagen und Sprachbewegungen.“ In diesem Teilbereich des Projektes ist die vorliegende Arbeit angesiedelt.

Das Teilkorpus stammt aus dem Bereich Tischgespräche. Um das vorhandene Material in überschaubarer Zeit bearbeiten zu können, musste aus den 100 Stunden Gesprächsaufnahmen eine Auswahl getroffen werden. Drei Orte aus drei Regionen wurden ausgewählt: für das Nordniederfränkische (nnf) ist es der Ort Kranenburg, Kreis Kleve; für das Westmünsterländische (wml) der Ort Heiden, Kreis Borken und für das Nordbrandenburgische (nbb) der Ort Gransee, Kreis Oberhavel. Von den vier Gesprächen am Ort wurden jeweils zwei genommen. Das Korpus besteht demnach aus sechs Tischgesprächen mit je vier bis sechs Teilnehmerinnen, insgesamt 32 Personen. Das Ziel der Untersuchung war, frei von apriori Klassifizierungen wie Dialekt, Regiolekt, Standard, Standardvarietät, das Datenmaterial selbst sprechen zu lassen, um herauszufinden, welche Varianten für einzelne Laute überhaupt auftreten, soweit es nicht nur Folgen von Schnellsprechen, also Allegro-Phänomene sind. Es ging darum, das Auftreten von Laut-Variation überhaupt und Kontiguitätsphänomenen mit Nachbarlauten oder mit Verdichtungen immer wiederkehrender Nachbarschaften in Zusammenhang zu stellen und, auf das jeweilige Gespräch bezogen, horizontale (areale oder diatopische) oder vertikale (hierarchisch-diastratische) Kontraste festzustellen, ohne Rückgriff auf vorhandenes Vorwissen aus Dialektologie oder Soziolinguistik.

Die Arbeit ist gut vernetzt. Eingebettet einerseits in das Gesamtprojekt SiN, schließt sie sich auch bewusst an vergleichbare Vorgänger-Untersuchungen an.<sup>2</sup>

Gut ein Drittel des Buches ist der Theorie und Methodologie gewidmet. Es geht um die Grundüberlegungen zur Variabilität der Sprache überhaupt, zu den Elementen und Ebenen des Auftretens sprachlicher Variation, ihren Ursachen, Funktionen und Wirkungen bzw. Ergebnissen. Hier werden alle relevanten Standpunkte maßgeblicher Forschungsrichtungen wie zum Beispiel Sprachdynamik oder Akkommodation und anderes einbezogen und vorgestellt. Diesen Basisteil für die folgende Untersuchung könnte man beinahe als selbständigen Traktat zu Theorie und Methodologie korpusbasierter Sprachvariationsforschung lesen.

<sup>1</sup> ELMENTALER et al. (2006).

<sup>2</sup> DENKLER (2007); KNÖBL (2012); MÖLLER (2013).

Die Absicht des vorurteilsfreien Herangehens ohne apriori Begriffe wie Standard und Dialekt oder Code-Switching und -Shifting führt schließlich zu einem methodischen Dreischritt (ausdrücklich keine „Triangulation“) des Vorgehens: Auf der Basis des vorhandenen Materials, das nach den Transkriptionsschlüsseln EXMARaLDA und der Sprachanalysesoftware „Praat“ aufbereitet wurde, folgen der Reihe nach eine Variablenanalyse, eine Kookkurrenzanalyse und eine Sequenzanalyse. Das Ergebnis ist dann jeweils ein spezifisches Repertoire, das „unter Rückbezug auf die in der Forschungsliteratur dargelegten Hypothesen zum Sprachgebrauch im norddeutschen Raum jedoch darüber hinaus noch einmal aus diatopisch-kontrastiver Perspektive diskutiert“ (S. 174) wird.

Die Variablenanalyse betrifft jeweils dieselben zehn Variablen, die nach gängiger Auffassung für eine Variation in Frage kommen: Es sind dies die Vokale (AE), (AO), (I), (U), (-ən), (dI:), (dAs) und die Konsonanten (G), (Ç), (X), (S), (-T).<sup>3</sup>

Diese Variablen wurden im Methodenteil ausführlich vorgestellt und werden jetzt in ihrer Realisierung analysiert, auf Varianten hin ausgezählt und mit statistischen Mitteln erschlossen. Die folgende Kookkurrenzanalyse zeigt die Vernetzung mit Nachbarlauten und fasst die Variantenkombinationen mit Implikationstabellen und nicht-numerischer multidimensionaler Skalierung (MDS) zu Verdichtungsgruppen (a = obere Ebene, b = mittlere Ebene und c = untere, dialektnahe Ebene) zusammen.

Die Sequenzanalyse stellt dann die sichtbar gewordenen Abweichungen in den Kontext des konkreten Gesprächsverlaufes. Hier werden wiederum alle Register der Gesprächsanalyse und der kontextuellen Textlinguistik gezogen und angewendet. Vorgeführt und getestet wird das Verfahren an insgesamt 15 Gesprächsausschnitten, die in doppelter Transkription aufbereitet wurden. Die Ergebnisse werden für jeden Ort in einer Repertoire-Beschreibung zusammengefasst. Sie widerlegen die eingangs genannte Auffassung, Sprachvariation in Norddeutschland gebe es innerhalb des vorherrschenden nicht-dialektalen Teilspektrums des Deutschen gar nicht oder bewege sich allenfalls innerhalb einer sprechtechnischen Variationsskala.

Es lassen sich nämlich auf dieser Mikroebene noch deutlich areale Gebrauchskonstellationen erkennen. Allerdings unterscheiden sich die Orte im Westen deutlich von dem brandenburgischen Ort im Osten, wo noch dialektremanentes *ke:n* und *o:x* oder *j-* für *g-* häufige Varianten sind, im Westen jedoch fehlen. Die *t*-Varianten von (S) in *das/dat* und *es/et* kommen zwar überall vor, sind aber unterschiedlich verteilt, dazu je nach Wort noch verschieden. Auch *-ig/-iq* zeigen unterschiedliche Frequenzen und Distributionen. Auf der vertikalen Achse hat sich an allen drei Orten im Mittelbereich ein relativ einfacher Gebrauchsstandard etabliert, was offensichtlich zur erwähnten Auffassung geführt hat, in Norddeutschland gelte ein einheitlicher standardnaher Regiolekt. Im vertikalen Lautkontinuum nach unten gibt es Unterschiede zwischen den untersuchten Orten. Im Brandenburgischen spielt dabei die Nähe zu Berlin eine Rolle, wo der urbane Mehrwert der Stadtsprache prestigeträchtigere Dialektremanenzen zulässt, was insgesamt ein breiteres Spektrum auf der Vertikalen nach unten mit deutlichem Kontrast zur Folge hat. Das Münsterländische zeigt hingegen auf der vertikalen Achse kaum Ausschläge. Dort trifft die Annahme des einheitlichen Repertoires wohl am ehesten zu. Trotzdem deuten vereinzelte morphemgebundene Lautvarianten doch eine vertikale Differenz nach unten an. Das Nordniederfränkische hingegen zeigt von der mittleren Verdichtungsstufe (b) sowohl nach oben (Verdichtungsstufe [a]) als auch nach unten (c) merkbliche Kontraste. Dabei muss man dies auch hier mit der Lupe suchen bzw. werden sie erst mit Hilfe von Implikationstabellen und „nicht-numerischer Skalierung“ sichtbar. Trotz der kaum wahrnehmbaren und nur in der Analyse hervortretenden Kontraste möchte der Autor auch für dieses Varianzverhalten den Begriff des Code-Switching vorschlagen, das in Alltagsgesprächen durchaus diskursfunktional eingesetzt wird.

<sup>3</sup> WERNER KÖNIG (1989) hat in seinem „Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland“ beim Vorlesen von Texten durch Hochdeutschsprecher/-innen in Norddeutschland bei den genannten Lauten auch schon individuelle Variation bemerkt und auf den Atlaskarten areal dokumentiert.

Die grobe Skizzierung wird der Vielfalt und Qualität der Arbeit nur annähernd gerecht. Sie ist ein mustergültiges Beispiel dafür, wie aus dem für unterschiedliche Auswertungen angelegten empirischen Datenmaterial mit Detailversessenheit und überzeugendem Methodenbewusstsein bei jedem Schritt alte Stereotypen aufgelöst und differenzierte Strukturen sichtbar gemacht werden können, die der Autor zunächst mit keinem der gängigen Begriffe belegen will. Dabei werden auch offensichtliche Schwachstellen in der Versuchsanordnung (geringes Sample, nicht repräsentative Personenprofile und andere) nicht unterschlagen, vielmehr in das Modell eingebaut und der Gültigkeitsbereich der Ergebnisse entsprechend einschränkt.

Es zeigt sich einmal mehr, dass die Gültigkeit empirischer Studien stark von der Versuchsanordnung bei der Datengewinnung abhängt. Vielleicht sollte man doch nach Bedarf themenspezifischere Erhebungen oder gegebenenfalls Kontroll- oder Parallelerhebungen vorsehen. Das Problem eines idealen Settings bleibt jedoch für alle derartigen Studien. Es sei in diesem Zusammenhang auf ein schon zurückliegendes methodisch vergleichbares Projekt hingewiesen, das im Literaturverzeichnis nicht genannt ist: das Basler Stadtsprachenprojekt von 1993 bis 1996. Suchziel waren vermutete Varietäten innerhalb des angeblich einheitlichen Stadtdialektes, die auch tatsächlich – im Übrigen mit fast denselben Methoden wie bei der vorliegenden Arbeit – zum Vorschein kamen, nicht areal oder vertikal auf verschiedene Sprechergruppen verteilt, sondern bei denselben Personen als individuelle Repertoires (HOFER 1997; 2002). 78 Gewährspersonen hatten hierzu drei Jahre lang zur Verfügung gestanden für alle nur denkbaren Auskünfte von den klassischen Fragebuch-Befragungen über Interviews, Rollenspiele, *matched guise*-Tests bis hin zu Ganztagsaufnahmen. Auch dort haben die verfeinerten Analyse-Methoden in dem von der Forschung gerne als einheitlich dargestellten Ortsdialekt sowohl areale wie vertikale Kontraste sichtbar gemacht.

Wünschenswert wäre es, dass es noch mehr solcher Studien wie die vorliegende gäbe, die mit ähnlichen Methoden im Mikrobereich arbeiten. Am Ende würde sich die „gebrauchsbasierte Areallinguistik“ gar als eigene Disziplin etablieren und noch manch weiteren Stereotyp auf der Skala Standard-Dialekt nicht nur im Mikro-, sondern auch im Makrobereich empirisch bestätigen oder widerlegen. Die vorliegende Arbeit ist dafür ein mustergültiges Beispiel. Sie repräsentiert den „state of the art“ auf eindruckliche Weise.

## LITERATUR

- DENKLER, MARKUS (2007): Code-Switching in Gesprächen münsterländischer Dialektsprecher. Zur Sprachvariation beim konversationellen Erzählen. In: *Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik* 74 (2+3), 164–195.
- ELMENTALER, MICHAEL/JOACHIM GESSINGER/JÜRGEN MACHA/PETER ROSENBERG/INGRID SCHRÖDER/JAN WIRRER (2006): Sprachvariation in Norddeutschland. Ein Projekt zur Analyse des sprachlichen Wandels in Norddeutschland. In: VOESTE, ANJA/JOACHIM GESSINGER (Hg.): *Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie*. Duisburg: Redaktion OBST (Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie. 71), 159–178.
- HOFER, LORENZ (1997): Sprachwandel im städtischen Dialekterepertoire. Eine variationslinguistische Untersuchung am Beispiel des Baseldeutschen. Tübingen/Basel: Francke.
- HOFER, LORENZ (2002): Zur Dynamik urbanen Sprechens. Studien zu Spracheinstellungen und Dialektvariation im Stadtraum. Tübingen/Basel: Francke.
- KNÖBL, RALF (2012): *Dialekt – Standard – Variation. Formen und Funktionen von Sprachvariation in einer mittelschwäbischen Schulklasse*. Heidelberg: Winter (OraLingua. 1).
- KÖNIG, WERNER (1989): *Atlas zur Aussprache des Schriftdeutschen in der Bundesrepublik Deutschland*. Ismaning: Hueber.
- MÖLLER, ROBERT (2013): *Erscheinungsformen rheinischer Alltagssprache. Untersuchungen zu Variation und Kookkurrenzregularitäten im „mittleren Bereich“ zwischen Dialekt und Standardsprache*. Stuttgart: Steiner (*Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik*. Beihefte. 153).

Romanshorn/Basel

HEINRICH LÖFFLER

ANDREA MATHUSSEK (2014): Sprachräume und Sprachgrenzen im Untersuchungsgebiet des Sprachatlas von Mittelfranken. Traditionelle Dialektgeographie – Wahrnehmungsdialektologie – Dialektometrie. Heidelberg: Winter. XVIII, 302 S. (OraLingua. 7). € 78,–

Die vorliegende Publikation ist als Fortführung des Teilprojekts „Sprachatlas von Mittelfranken“ (SMF) zu sehen, indem Daten des Sprachatlas ausgewertet und zum Teil neu interpretiert werden. Die Verfasserin bezeichnet sich selbst als Nachzüglerin „innerhalb des Projekts“ (S. XVII).

Der achtbändige Sprachatlas SMF, der im Rahmen des an mehreren bayerischen Universitäten seit den 1980er Jahren beheimateten Gesamtprojekts BSA („Bayerischer Sprachatlas“) entstanden ist, liegt inzwischen, wie die allermeisten Teilprojekte des BSA, veröffentlicht vor. Dass die für die Publikationen in jahrelanger und aufwendiger Arbeit in 167 Ortspunkten erhobenen Daten darüber hinaus für weitere dialektologische Untersuchungen nutzbar sind und neue Ergebnisse erbringen können, beweist die vorliegende Dissertation von ANDREA MATHUSSEK. Bei der weiterführenden Auswertung der Daten des SMF beschreitet die Autorin einen dreifachen Weg und geht daher deutlich über die bisherige Arbeitsweise der Teilprojekte des BSA hinaus. Neben einer umfangreichen Auseinandersetzung mit der traditionellen Dialektgeographie, in der auch der „Sprachatlas von Mittelfranken“ zu verorten ist, berücksichtigt die Verfasserin neuere Methoden zur Klassifikation und Abgrenzung von Sprachräumen. Es sind dies die perzeptive Dialektologie (Wahrnehmungsdialektologie), die versucht, Sprachraumkonzepte, die bei den Sprecherinnen und Sprechern mittelfränkischer Varietäten vorhanden sind, zu ermitteln und darzustellen, und die Dialektometrie, die mithilfe statistischer, computergestützter Berechnungen ebenfalls versucht, die Varietäten im Raum kartographisch darzustellen. Das deutlich Neue der vorliegenden Arbeit ist jedoch, dass die drei Zugänge nicht isoliert nebeneinander stehen, sondern die Verfasserin durch die Kombination der jeweiligen Sprachraumdarstellungen zu einer Neueinteilung der mittelfränkischen Dialektlandschaft kommt. Positiv ist dem Rezensenten zudem aufgefallen, dass ANDREA MATHUSSEK sehr gründlich und unterstützt durch zahlreiche, selbst erstellte graphische Darstellungen die jeweiligen Vor- und Nachteile der ganz unterschiedlichen Zugänge (traditionelle Dialektgeographie, Wahrnehmungsdialektologie, Dialektometrie) herausarbeitet. Positiv ist zudem, dass die Verfasserin bei der Darstellung der Sprachraumgliederung nach den Methoden der traditionellen Dialektgeographie nicht nur die Daten des SMF heranzieht, sondern zahlreiche frühere, zum Teil nicht publizierte Monographien (zum Beispiel Studienabschlussarbeiten) mit berücksichtigt.

Als Fazit kann aus der Arbeit herausgelesen werden, dass die Kombination dieser drei verschiedenen Zugänge eine belastbare Abbildung der tatsächlichen bzw. basisdialektalen Raummuster am besten ermöglicht. Die Verfasserin hält hierzu Folgendes fest: „Die genaue Analyse der wenigen Unterschiede zwischen den mit unterschiedlichen Methoden angefertigten Dialektraumeinteilungen macht es dann möglich, einen Gesamtvorschlag zur Gliederung der Dialekte Mittelfrankens vorzulegen.“ (S. 284). Dieses Zitat aus der Arbeit lenkt jedoch etwas davon ab, dass durchaus signifikante Unterschiede in der Dialektraumeinteilung herauskommen, abhängig vom jeweiligen Zugang zur Gliederung des Raums (traditionelle Dialektgeographie, Wahrnehmungsdialektologie, Dialektometrie). Exemplarisch und deutlich zeigt sich dies unter anderem an ihrer ausführlichen Analyse des vom SMF erhobenen Materials durch dialektometrische Berechnungen, die sie mit dem online verfügbaren Tool GABMAP durchführt. Aufgrund der Auswertung der Daten mit Hilfe des Tools kommt sie zu einem bemerkenswerten und eigentlich brisanten Ergebnis: Es zeigen sich Raummuster, die sehr exakt die Erhebungsgebiete der verschiedenen für den SMF tätigen Exploratorinnen und Exploratoren abbilden. Dies sollte zukünftigen dialektgeographischen Untersuchungen deutlich zu denken geben. Die Erhebungsmethode mit mehreren Exploratorinnen und Exploratoren, die unterschiedliche Gebiete erheben, ist zu modifizieren. Vorschläge hierzu finden sich in der Publikation von MATHUSSEK, so zum Beispiel auf der Seite 239. Problematisch ist in diesem Zusammenhang auch, dass eventuell auf Exploratorengrenzen basierende Dialektraumbilder gar unentdeckt bleiben, wenn die Dokumentation diesbezüglich lückenhaft ist. Dass dies beim SMF nicht der Fall ist, stellt die Verfasserin deutlich heraus: „Dass hier im ersten Durchgang die Arbeitsgebiete einzelner Sprachatlas-Mitarbeiter anstelle von Dialektgebieten

ermittelt wurden, war nur zu erkennen, weil die Exploratorengelände innerhalb des SMF präzise dokumentiert und kommentiert wurden [...]“ (S. 238).

Die von der Verfasserin gewonnenen Erkenntnisse bezüglich der Wahrnehmungsdialektologie sind insofern grundlegend einzuschränken, als sie hierzu keine eigenen Aufnahmen machte. Stattdessen wertet sie Aussagen aus, die hierzu in den Fragebüchern des SMF notiert wurden. Fragen im Rahmen der Erhebungen waren vor allem jene, die die Gewährspersonen direkt nach Orten befragten, in denen genauso wie im Heimatort oder (etwas) anders gesprochen wurde. Aktuelle Methoden der Wahrnehmungsdialektologie – wie zum Beispiel „matched-guise“-Verfahren – kamen nicht zur Anwendung, da sie erst nach den Erhebungen des SMF zur Verfügung standen. Die Autorin erkennt dies durchaus selbst und sieht dies kritisch (S. 142 und 183), scheut sich jedoch auch nicht davor, die wahrnehmungsdialektologische Herangehensweise trotz dieser Einschränkung den anderen beiden Methoden gleichberechtigt gegenüberzustellen. Bezüglich ihrer Analysen zur wahrnehmungsdialektologischen Gliederung hätte jedoch eine Nacherhebung angedacht werden sollen.

Zusammenfassend ist festzuhalten, dass die Publikation eine sinnvolle Erweiterung der Ergebnisse des SMF und des BSA darstellt. MATHUSSEK präsentiert überzeugende Ideen und Methoden zur Weiterbearbeitung der Dialektdaten des SMF. Die Publikation kann und soll Anregung geben, mit den inzwischen in großer Anzahl vorliegenden Sprachatlanten des BSA zu forschen und – eventuell mit einer Methodentriangulation wie sie ANDREA MATHUSSEK anwendet – bestehende Dialektraumeinteilungen zu verifizieren oder zu neuen Einteilungen zu gelangen. Für ebenfalls wahrnehmungsdialektologisch ausgerichtete Untersuchungen sollte jedoch dringend der Einsatz neuerer Erhebungsmethoden angedacht werden, auch wenn dies die Mühen neuer Feldforschungsarbeit mit sich bringt.

Augsburg

ALFRED WILDFEUER

MARIE JOSEPHINE ROCHOLL (2015): Ostmitteldeutsch – *eine* moderne Regionalsprache? Eine Untersuchung zu Konstanz und Wandel im thüringisch-obersächsischen Sprachraum. Hildesheim [u. a.]: Olms. 370 S. (Deutsche Dialektgeographie. 118). € 64,–

Die hier zu besprechende Arbeit ist die leicht veränderte Fassung einer Dissertation (Universität Marburg 2014), die im Rahmen des Projekts „Regionalsprache.de“ (REDE) entstanden ist. Dieses Projekt verfolgt das Ziel, die modernen Regionalsprachen des Deutschen nach Maßgabe neuester dialektologischer Analysemethoden zu beschreiben und voneinander abzugrenzen. MARIE JOSEPHINE ROCHOLLS Untersuchung beschäftigt sich mit dem Gebiet des ostmitteldeutschen Sprachraums, in dem thüringische und ober-sächsische Dialekte gesprochen werden. Die Zielsetzung der Analyse besteht in der empirischen Überprüfung der sich aus der einschlägigen Forschungsliteratur – zu nennen sind besonders die wahrnehmungsdialektologischen Studien von ANDERS (2010) und PURSCHKE (2011) – ableitbaren Hypothese, dass sich auf der Ebene der „Umgangssprache“ eine klare Grenze zwischen „Thüringisch“ und „Obersächsisch“ nicht mehr ziehen lasse und sich eine beide Dialektverbände übergreifende moderne ostmitteldeutsche Regionalsprache herausgebildet habe (S. 2–3).

Im Spektrum der vertikalen Varietäten nimmt die „Regionalsprache“ (in herkömmlicher Ausdrucksweise: die „Umgangssprache“) eine Zwischenstellung zwischen Standardsprache und Dialekt ein. Wurde die exakte wissenschaftliche Abgrenzbarkeit und damit der Systemcharakter dieser intermediären Sprechlage lange Zeit in Frage gestellt (zum Beispiel DUDEN-Aussprachewörterbuch 2005, 64), so plädieren jüngere Studien zur Variationslinguistik dafür, dass auch – je nach Terminologie – „Regionalsprachen/Regiolekte/Umgangssprachen“ als mehr oder minder festgefügte Systeme zu betrachten sind, die wie der Standard und die Dialekte „Vollvarietäten“ darstellen. Die Autorin schließt sich dieser neueren Sichtweise an (S. 7–13), wobei sie sich besonders auf das in SCHMIDT/HERRGEN (2011) dargelegte Konzept der „Mesosynchronisie-

„rung“ und die Ergebnisse der Studie von LENZ (2003) beruft, in der mittels einer zum Zweck der systematischen Distinktion vertikaler Varietäten entwickelten Methode („Variablen-“ und „Clusteranalyse“) für den moselfränkischen Ort Wittlich nachgewiesen wird, dass die Sprecher über ein regionalsprachliches Register verfügen, das sich deutlich von der Standardsprache und dem Basisdialekt abhebt.

ROCHOLLS Analyse konzentriert sich auf fünf Städte: Dresden und Reichenbach im Vogtland (obersächsisch), Erfurt und Sondershausen (thüringisch) sowie Gera (Übergangsgebiet zwischen dem Obersächsischen und dem Thüringischen). Die Materialbasis bilden REDE-Sprachaufnahmen in den genannten Orten aus den Jahren 2005 bis 2011, die die Autorin zum großen Teil selbst durchgeführt hat. Pro Ort wurden eine ältere und eine junge Gewährsperson sowie zwei Gewährspersonen der mittleren Generation, bei denen es sich um in der Notrufzentrale tätige Polizeibeamte handelte, interviewt (S. 46). Getestet wurde bei jedem Sprecher die „intendierte Standardaussprache“ und der „intendierte Ortsdialekt“ (durch Übertragung der Sätze des Wenker-Fragebogens in „bestes Hochdeutsch“ und „tiefsten Dialekt“) sowie die Aussprache beim Vorlesen eines Textes. Darüber hinaus wurde das Sprachverhalten in einem „sprachbiographischen Leitfadeninterview“ und einem „thematisch freien Freundesgespräch“ sowie – bei den Polizeibeamten der mittleren Generation – in Notrufgesprächen ausgewertet (S. 47).

Ausgangspunkt der Analyse der sprachdynamischen Prozesse ist das basisdialektale Lautinventar, das die Autorin für jeden Untersuchungsort aus der Forschungsliteratur erschließt und in Form von Tabellen präsentiert. Dabei berücksichtigt sie auch die entsprechenden umgangssprachlichen Lautungen, wie sie in regionalsprachlichen Arbeiten älteren Datums dargestellt sind (S. 50–88). Einen zusätzlichen diachronen Bezugspunkt bilden die Daten des Projekts „Tonbandaufnahme der deutschen Mundarten in der DDR“ (DDR-Korpus), die anfangs der 1960er Jahre erhoben wurden (S. 48–50).

Die Autorin vergleicht zunächst die Sprachsituation in den drei größeren Städten Dresden, Erfurt und Gera (S. 99–259). Anhand ausgewählter, vornehmlich lautlicher Variablen sollen die Merkmale, die die moderne ostmitteldeutsche Regionalsprache konstituieren, aufgezeigt werden. In den Kapiteln zu den einzelnen Variablen geht ROCHOLL nach einem einheitlichen Muster vor. Die Lautungen der älteren Forschungsliteratur, des DDR-Korpus und des REDE-Korpus werden in Tabellen nebeneinander gehalten, wobei für Letzteres die Daten aus den Aufnahmesituationen „intendierter Ortsdialekt“, „freies Freundesgespräch“, „Leitfadeninterview“ und „intendierte Standardsprache“ die Grundlage darstellen. Auf diese Weise gelingt es der Autorin, die maßgeblichen Neuerungs- und Konvergenzentwicklungen stufenweise sichtbar zu machen.

Ein Beispiel ist die Entwicklung des gedehnten mhd. *a*, dessen basisdialektale Entsprechung in Erfurt in dem Diphthong *oa* und in Gera und Dresden in dem langen Monophthong *o:* besteht. In den Daten des DDR-Korpus lassen sich diese ursprünglichen Lautungen noch durchgängig belegen, in denen des REDE-Korpus nur noch mit starken Einschränkungen. Der Erfurter Diphthong *oa* ist dort überhaupt nicht mehr bezeugt und in den beiden sächsischen Orten ist *o:*, das interessanterweise auch die ältere Gewährsperson aus Erfurt in Einzelfällen zeigt, nur noch in einem sehr geringen Teil der einschlägigen Belegwörter bewahrt. An die Stelle der basisdialektalen Vokale sind in den drei Orten Lautungen getreten, die sich im Wesentlichen in einem Spektrum zwischen offenem *o:* und noch stärker gesenktem zentralisierten *a:* bewegen. Die gleichen Neuerungsprodukte gelten auch für langes mhd. *â*, dem in allen drei Orten basisdialektales *o:* entspricht. Die Tatsache, dass in Belegwörtern mit den beiden mittelhochdeutschen Ausgangsbasen in den standardsprachlich orientierten Interviewsituationen vereinzelt *a:*-Lautungen zu verzeichnen sind, die aufgrund von Hyperkorrektur stärker frontiert sind als in der Standardsprache, kann als Indiz dafür gewertet werden, dass den Sprechern die Grenze zwischen regional- und standardsprachlichen Realisierungen bewusst ist (S. 121–126).

Aufhebung ursprünglicher obersächsisch-thüringischer Gegensätze zugunsten von übergreifenden rezenten Lautungen ist auch bei der Entwicklung der mittelhochdeutschen Diphthonge *ei/ou* zu verzeichnen (S. 133–140 und 144–150). Die basisdialektalen Realisierungen *e:/o:* (Dresden), *e:* bzw. *e:/o:* (Gera) vs. *ei/ou* (Erfurt) wurden in den drei Städten in starkem Maße von den (zentralisiert, palatal oder gedehnt gesprochenen) Diphthongen *ae/aɔ* abgelöst, wobei die

jüngere regionalsprachliche Entwicklung infolge von Dehnung des ersten und Abschwächung des zweiten Diphthongbestandteils bereits zu *a:* führt („Dehnungsmonophthongierung“) – ein Beispiel, das zeigt, dass die Zielgröße lautlicher Innovationsprozesse nicht unbedingt die standardsprachliche Ausspracheweise ist. (Allerdings sind die obersächsischen Monophthonge *e:/o:* in hochfrequenten Wörtern wie *kein* und *auch* ziemlich stabil und haben sich sogar auf thüringisches Gebiet ausgebreitet, so dass sie als Kennwörter für die ostmitteldeutsche Regionalsprache gelten können; S. 218).

Der Tendenz zur Dehnungsmonophthongierung unterliegen auch die auf mhd. *i/ü* zurückgehenden umgangssprachlichen Diphthonge *ae/ao*, denen basisdialektal in Dresden und Gera ebenfalls *ae/ao* und in Erfurt die im REDE-Korpus nicht mehr belegbaren Monophthonge *i:/u:* entsprechen (S. 140–143 und 150–155).

Rezente regionalsprachliche Entwicklungen sind auch im Bereich des Konsonantismus zu verzeichnen. So wird die standarddeutsche Lautverbindung *nd* in Wörtern wie *Kinder* und *gefunden*, der in den Basisdialekten der drei Städte *ŋ* entspricht, im REDE-Korpus mit Ausnahme von zwei noch den Velarnasal zeigenden Sprechern aus Erfurt durchgängig als *n* realisiert (S. 179–182). Eine besonders auffällige sprachraumbildende lautliche Neuerung ist die sich immer mehr ausbreitende Koronalisierung von *ç* (*spreschn*, *Vögelschen* statt *sprechen*, *Vögelchen*; S. 183–185). Markant ist auch eine grammatikalische Erscheinung, die die Personalpronomen der 1. und 2. Person Singular betrifft: die Dativformen *mir* und *dir* werden tendenziell durch Akkusative ersetzt (*nun mach dich nicht ins Hemde*; S. 216–217).

Prägend für das Gefüge der sich herausbildenden ostmitteldeutschen Regionalsprache sind aber nicht nur rezente Neuerungen, sondern auch resistente nicht-standardkonforme Merkmale, die das Sächsische mit dem Thüringischen schon immer geteilt hat. Zu nennen ist zum Beispiel die stabile *ç*-Apokope in der Partikel *auch*, die *n*-Apokope in Kurzwörtern wie (*k*)*ein*, *mein*, *man*, der Erhalt des auslautenden Schwas bei Zahlwörtern (*zweie* usw.) und adverbial bzw. prädikativ verwendeten Adjektiven (*schöne*) sowie die Beibehaltung des Pronomens *nischt* statt *nichts* (S. 219).

Als sehr stabil erweist sich auch die für die Dialekte dieser Region typische Realisierung der hochsprachlichen Lautverbindung *er* im Auslaut und in den Präfixen *er-*, *ver-* und *zer-* als *ɔ* (teils mit Beteiligung der Zungenwurzel; S. 194–199). Gleiches gilt für die ebenfalls typische zentralisierte Aussprache der Vokale (in erster Linie von *u:* und *o:*), die allerdings bei jüngeren Sprechern nicht so deutlich ausgeprägt ist wie in der älteren Generation (S. 186–193). Die Reduzierung des Zentralisierungsgrads kann im Zusammenhang mit der rezenten Übernahme der gerundeten standardsprachlichen Vorderzungenvokale *y:* und *ø:* gesehen werden, durch die das basisdialektal zweistufige Oppositionssystem (vorderer vs. hinterer Vokal) zu einem dreistufigen wird (ungerundeter vorderer vs. gerundeter vorderer vs. hinterer Vokal). Der phonetische Abstand zwischen den gerundeten Vorderzungen- und den zentralisierten Hinterzungenvokalen muss vergrößert werden, um eine klare phonologische Distinktion dieser Vokalklassen zu ermöglichen. Den Zusammenhang zwischen der Integration von *y:* und *ø:* ins phonologische System und der graduellen Abschwächung der Zentralisierung der entsprechenden hinteren Vokale weist ROCHOLL mittels akustischer Formantanalyse empirisch nach. Die Formantwerte von zentralisiertem *u:* und *o:* liegen bei einem Sprecher des älteren DDR-Korpus, der keine gerundeten Vorderzungenvokale aufweist, im Bereich der Werte, die für standardsprachlich *y:* und *ø:* zu messen sind. Bei einem Sprecher der mittleren Generation des REDE-Projekts, der *y:* und *ø:* übernommen hat, sind die Werte der zentralisierten Hinterzungenvokale auf der horizontalen Achse deutlich zurückverlagert (S. 191).

Als Ergebnis des Vergleichs der REDE-Daten aus Dresden, Gera und Erfurt lässt sich festhalten, dass trotz der Zugehörigkeit zu unterschiedlichen Dialektverbänden die in den drei Städten gesprochenen Varietäten mittlerweile stark übereinstimmen. Infolge des in den Städten vonstatten gegangenen Dialektabbaus, der sich auch darin spiegelt, dass ein guter Teil derjenigen mundartlichen Merkmale, die nach WIESINGER (1983) für die Abgrenzung des Obersächsischen vom Thüringischen wesentlich sind, nicht einmal mehr in den Daten des „intendierten Ortsdialekts“ belegbar sind (zum Beispiel thüringisch *i:/u:* für mhd. *i/ü*), ist die Verankerung im jeweiligen



Dialektverband verloren gegangen (S. 199–203). Dies belegt ROCHOLL anhand zweier nach dem Verfahren der Similaritätsanalyse (LAMELI 2013) erstellter Karten für die Erfurter Varietät in plastischer Weise (S. 204). Die erste Karte, die auf der von WENKER am Ende des 19. Jahrhunderts durchgeführten Befragung basiert, zeigt starke Ähnlichkeit des Erfurter Idioms mit den Dialekten der Umgebung. Die zweite Karte, der für Erfurt die REDE-Daten zugrunde liegen, macht nicht nur eine deutliche Loslösung aus dem thüringischen Dialektverband, sondern sogar große Gemeinsamkeit mit der obersächsischen Dialektlandschaft sichtbar.

Das die Ausgangshypothese bestätigende Schlussfazit, das die Autorin aus ihrer Analyse zieht, nämlich dass „zukünftig nicht mehr von ‚Obersächsisch‘ oder ‚Thüringisch‘ für den modernen Regionalsprachengebrauch gesprochen werden kann, sondern [...] von einer modernen o[st]m[ittel]d[utschen] Regionalsprache [im Sinne einer ‚regionalen Vollvarietät‘ (S. 259)] auszugehen“ ist (S. 313), wird auch durch die Beobachtung gestützt, dass das Sprachverhalten der Sprecher in den verschiedenen Aufnahmesituationen keinen allzu großen Schwankungen unterliegt. Der Abstand zur Standardsprache ist im „intendierten Ortsdialekt“ im Großen und Ganzen nicht signifikant höher als in der „intendierten Standardsprache“ und in der „Vorleseausprache“ (S. 229). Die Sprechlage ist stabil intermediär in dem Sinne, dass eine Loslösung vom Basisdialekt erfolgt, aber keine Kongruenz mit dem Standard eingetreten ist. Sie ist geprägt durch Regionalismen, die sich über die Dialektgrenzen hinweg ausgebreitet haben.

Etwas anders stellt sich die Sprachsituation in den kleineren Orten Reichenbach im Vogtland und Sondershausen dar. Hier ist die Verwendung des Dialekts im „intendierten Ortsdialekt“ bei jeweils einem Sprecher noch ziemlich stabil. In den standardorientierteren Aufnahmesituationen unterscheidet sich ihr Sprachverhalten allerdings nur wenig von dem der Sprecher aus Dresden, Gera und Erfurt. Eine Tendenz hin zur modernen ostmitteldeutschen Regionalsprache ist also auch hier zu verzeichnen (S. 285–286).

ROCHOLLS sehr materialreiche Arbeit, die hier nur in Ausschnitten vorgestellt werden konnte, stellt ohne Zweifel eine bemerkenswerte wissenschaftliche Leistung dar. Die souveräne Anwendung der aktuellen Methoden der Variationslinguistik sowie die akribische Interpretation der Sprachdaten zeugen davon, dass die Autorin ihr Handwerkszeug versteht. Allerdings ist die Lektüre aufgrund der sehr dichten, nicht selten unübersichtlichen Darstellung ziemlich mühevoll. Gerade ein Leser, der kein Experte dieser sprachwissenschaftlichen Disziplin ist, kommt sich angesichts der Fülle der ihm dargebotenen Fakten und Aspekte, die durch eine Vielzahl von Querverweisen engmaschig miteinander vernetzt sind, oft wie in einem Labyrinth vor. Einen Drehwurm bekommt er, wenn er in Kapitel 4.6 auf den folgenden Satz stößt: „Inwieweit sich diese Entwicklungen fortsetzen und erklären lassen, wird noch an späterer Stelle Gegenstand der vorliegenden Untersuchung sein (vgl. Kapitel 1)“ (S. 257).

Zu bemängeln sind auch formale Fehler in den Tabellen (S. 233–234 und 281) und sprachliche Unzulänglichkeiten; zum Beispiel: „Mit der vorliegenden Arbeit wird noch einen Schritt weitergegangen [...]“ (S. 2); „Varianten [...] die auch von Sprechergruppen, deren Sprechweise nur noch über ein geringes Maß an Restarealität verfügt, erhalten bleiben“ (S. 124); „In wie weit hier [...] die Ortsgröße [...] benannt werden kann, ist [...]“ (S. 285). Auf Seite 104 liest man: „bei allen untersuchten Sprechern aus Gera und Dresden [richtig: Gera und Erfurt]“, auf Seite 188: „Anders als in der Standardausprache [Standardsprache?] [...] fehlen in dialektalen Systemen mit Zentralisierung meist ungerundete [richtig: gerundete] Vorderzungenvokale“. Bei „vgl. PURSCHKE 2001, 286“ (S. 39) ist die korrekte Jahreszahl wohl 2011 und bei „vgl. Tabelle 54“ (S. 184) muss es „Tabelle 55“ lauten. Die anspruchsvolle und wichtige Ergebnisse erbringende Dissertation von MARIE JOSEPHINE ROCHOLL hätte mehr Akribie beim Korrekturlesen verdient gehabt.

## LITERATUR

ANDERS, CHRISTINA ADA (2010): Wahrnehmungsdialektologie. Das Obersächsische im Alltagsverständnis von Laien. Berlin/New York: De Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen. 36).

- DUDEN (2005): Das Aussprachewörterbuch. Bearbeitet von MAX MANGOLD in Zusammenarbeit mit der Dudenredaktion. 6. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Mannheim [u. a.]: Dudenverlag (Der Duden. 6).
- LAMELI, ALFRED (2013): Strukturen im Sprachraum. Analysen zur arealtypologischen Komplexität der Dialekte in Deutschland. Berlin/Boston: Walter de Gruyter (Linguistik – Impulse & Tendenzen. 54).
- LENZ, ALEXANDRA N. (2003): Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen (Wittlich/Eifel). Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 125).
- PURSCHE, CHRISTOPH (2011): Regionalsprache und Hörerurteil. Grundzüge einer perzeptiven Variationslinguistik. Stuttgart: Steiner (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte. 149).
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH/JOACHIM HERRGEN (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Erich Schmidt (Grundlagen der Germanistik. 49).
- WIESINGER, PETER (1983): Die Einteilung der deutschen Dialekte. In: BESCH, WERNER/ULRICH KNOOP/WOLFGANG PUTSCHKE/HERBERT ERNST WIEGAND (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. Berlin/New York: De Gruyter (Handbücher zur Sprach- und Kommunikationswissenschaft. 1.2), 807–900.

München

MICHAEL SCHNABEL

NICHOLAS THIEBERGER (ed.) (2014): The Oxford Handbook of Linguistic Fieldwork. New York: Oxford University Press. 560 pp. £ 30,–

Das „Oxford Handbook of Linguistic Fieldwork“ stellt eine Aufsatzsammlung dar, die zu sämtlichen Themen, die das praktische Handwerk der Sprachwissenschaftler betreffen – die Datenerhebung – informiert. Es wird nicht nur die bisher existierende Feldforschungsliteratur verarbeitet, sondern auch der breite Erfahrungsschatz der 29 Beitragenden und der jüngste Stand der technischen Möglichkeiten präsentiert. Das Buch ist sehr schön thematisch gegliedert in Teil I „Daten sammeln und verwalten“, Teil II „Feldforschungsmethoden“, Teil III „Zusammenarbeit mit anderen Disziplinen“ und Teil IV „Zusammenarbeit mit der Sprechergemeinschaft“. Wer des Englischen mächtig ist, kann sich je nach eigenem Vertiefungsschwerpunkt und eigener Fragestellung einen Teil oder sogar nur ein Kapitel aneignen.

Das erste Kapitel (VON ANNA und ANDREW MARGETTS) von Teil I gibt ausführlich Auskunft zu den neuesten technischen Möglichkeiten. Zahlreiche Ideen für Audio- und Videoaufnahmen werden dargestellt. Insbesondere die klimabezogenen, speichertechnischen und die Arbeit in einfacher Umgebung betreffenden Tipps sind für zukünftige Feldforschende wertvoll. Im zweiten Kapitel (ASIFA MAJID) werden nicht-verbale Stimuli behandelt, die verwendet werden können, um beispielsweise semantische Kategorien oder Diskursstrategien zu elizitieren, ohne in einer Kontaktsprache direkt danach fragen zu müssen. Dabei wird betont, dass es äußerst wichtig sei, die Art des Forschungsziels von Anfang an klar zu formulieren, da eher qualitative Daten pro InformantIn und weniger von InformantIn zu InformantIn vergleichbare Daten aus der Erhebung resultieren. Über Zeichnungen und Fotos hinaus wird immer häufiger Filmmaterial als Stimulus verwendet. Es lohnt sich für Forschende in diesem Bereich, Kontakte zu früheren ähnlichen Projekten aufzunehmen, um deren Material nutzen zu können. Die entsprechenden Angaben finden sich im Beitrag. Das dritte Kapitel (VON ULRIKE MOSEL) bezeichnet sich selber als „Guide to the Guides“ zur Feldforschung im Bereich der morphosyntaktischen Analyse einer bisher undokumentierten Sprache. Die altbewährten und die aktuellen Informationsquellen zur Morphologie und Morphosyntax werden zur Lektüre empfohlen. Daneben wird angeführt, wie man sich vor der Feldforschung über den „World Atlas of Language Structures Online“, Handbücher, Enzyklopädien und typologische Werke zu den anvisierten Sprachfamilien und Sprachtypen kundig machen kann. Besonders wertvoll sind die Tipps für nicht linguistisch geschulte Personen, wie Anthropologen und andere, die sich der Sprechergemeinschaft insgesamt annähern wollen. Es wird aufgezählt, welche Mittel es überhaupt gibt, um Sprachdaten zu sammeln (zum Beispiel

Interviews und Fragebogen) und welche Fragestellungen wie abgedeckt werden können. Am Ende des Kapitels sind Links zum Beitrag aufgelistet. Mit dem vierten Kapitel (von NICHOLAS THIEBERGER, ANDREA L. BEREZ) zum Datenmanagement folgt dasjenige Kapitel, das ich auch den bereits erfahrenen LinguistInnen und DialektologInnen zur Lektüre empfehle, da es wichtige grundsätzliche Fragen stellt, auf die technisch aktuelle Antworten gegeben werden. Einerseits wird hinterfragt, was denn überhaupt (lohnenswerte) linguistische Daten sind, die nicht nur einem Forschenden selber nützen, sondern auch der fundierten Dokumentation einer Sprache oder eines Dialekts dienen. Andererseits werden sehr praxisorientiert die unterschiedlichen Softwares zu den verschiedenen Arbeitsschritten während und nach der Feldforschung vorgestellt. Die Vorteile von Metadaten als Verzeichnisse und Beschreibungen, wo welche Daten wie abgespeichert sind, werden gepriesen. Zudem werden der (zukünftigen) Kompatibilität der Daten unter den einzelnen Softwares und der Archivierung große Beachtung geschenkt.

In Teil II, der diverse Feldforschungsmethoden behandelt, wird mit dem fünften Kapitel (von MIRIAM MEYERHOFF, CHIE ADACHI, GOLNAZ NANBAKSH, ANNA STRYCHARZ) auf diejenige soziolinguistische Feldforschung eingegangen, die qualitative Ergebnisse anstrebt. Dabei wird mit einem plakativen Beispiel vor Augen geführt, dass die direkte Befragung beispielsweise grobe Informationen zur Bedeutung von Anredepronomen (Höflichkeit, Vertrautheit, Rang) ergeben kann, aber der alltägliche Gebrauch durchaus anders oder komplexer sein kann, als die InformantInnen es metasprachlich beschreiben (können). Deshalb wird neben dem „soziolinguistischen Interview“ die „teilnehmende Beobachtung“ als Methode ausführlich vorgestellt. Daneben scheint es wichtig zu sein, auf welche Art die Kontaktaufnahme mit einer Sprechergemeinschaft erfolgt bzw. in den USA gemäß ethnischen Richtlinien zu erfolgen hat. Selbstverständlich wird auch das „Beobachterparadox“ und der Umgang mit ihm thematisiert. Zudem wird darauf eingegangen, wie man Fragen stellen sollte, wie viele Fragen, das heißt, wie lange ein Interview dauern sollte und wie viele InformantInnen ausreichend sind. Außerdem wird erörtert, wie bei Gruppeninterviews vorgegangen werden kann und welche Vor- und Nachteile diese haben. Jedem Soziolinguisten sei die Lektüre dieses Kapitels empfohlen, auch wenn es stark auf anglosächsisch-amerikanische Verhältnisse zugeschnitten ist. Kapitel 6 (von MANDANA SEYFEDDINIPUR) fokussiert darauf, weshalb und wie Gesten in Sprachforschungen einzubeziehen sind. Als Gesten werden Hand- und Armbewegungen der Sprechenden einer menschlichen Kommunikation bezeichnet. Fast alle Kulturen würden Gesten in der (sprachlichen) Kommunikation nutzen. Kapitel 7 (von LINDA BARWICK) hält die Sprachforschenden dazu an, Musik und zeitgenössisches Kunsthandwerk in die Sprachdokumentation einzubeziehen. Dies ist etwas, was die Dialektforschenden früher meistens taten, aber in neuerer Zeit mit vermehrter Arbeitsteilung der Forschenden muss wohl daran erinnert werden.

In Teil III werden einzelne inhaltsbezogene Themen der Feldforschung herausgegriffen, die bei einer umfassenden Sprachdokumentation auch für andere Disziplinen als die Linguistik von Interesse sein könnten. Als Allgemeinwissen ist es für allgemeine Sprachwissenschaftler nützlich, damit man mit den InformantInnen zu diesen Themen überhaupt ins Gespräch kommt. Für DialektologInnen sind sie teilweise auch von Interesse, wenn zu untersuchende Dialekte die benutzten Begriffe und Konzepte nicht aus der Hochsprache entlehnt haben, sondern eigene Begriffssysteme bestehen. Kapitel 8 (von NICHOLAS EVANS) behandelt, wie das Verblexikon interdisziplinären Wert erhalten kann. Kapitel 9 (von LAURENT DOUSSET) führt die Rolle der Verwandtschaftsbezeichnungen aus, Kapitel 10 (von NANCY C. POLLOK) widmet sich den Bezeichnungen des Essens. Kapitel 11 (von BARRY J. CONN) behandelt die Begrifflichkeiten zu den Pflanzen, die vom Menschen verarbeitet und kultiviert werden. Kapitel 12 (von WILL McCLATCHEY) legt dar, was die Disziplin der „Ethnobiologie“ erforscht. Es wird nach den dynamischen Beziehungen zwischen den Menschen, den Biota (Pflanzen, Tiere, Pilze usw.) und der Umwelt gefragt. In Kapitel 13 (von PIERRE LEMONNIER) geht es um Technologie und kulturelle Fertigungstechniken. Kapitel 14 (von MARC CHEMILLIER) behandelt die Ethnomathematik, Kapitel 15 (von JARITA HOLBROOK) gibt Nachhilfe in kultureller Astronomie und Wettervorhersagen für Sprachforschende. Kapitel 16 (von ANDREW G. TURK, DAVID M. MARK, CAROLYN O'MEARA, DAVID STEA) betont die Wichtigkeit

der Terminologie für die den Menschen umgebenden Landschaften und Kapitel 17 (von DAVID NASH, JANE SIMPSON) geht auf die Ortsnamen ein.

In Teil IV werden rechtlich-ethische Aspekte der Zusammenarbeit mit der Sprechergemeinschaft und der Verwendung von Daten angegangen. Kapitel 18 (von KEREN RICE) behandelt ethische Belange der linguistischen Feldarbeit, Kapitel 19 (von PAUL NEWMANN) gibt Ausführungen zum Copyright und anderen juristischen Angelegenheiten und Kapitel 20 (von MONICA MACAULAY) widmet sich der Notwendigkeit einer Feldforschungsausbildung von Studierenden der Linguistik.

Insgesamt handelt es sich um ein hochkarätiges und aktuelles Handbuch für Feldforschende. Es vereint gekonnt den Wissensstand bewährter Feldforschungsliteratur mit den praktischen Erfahrungen der 29 Beitragenden. Es beleuchtet äußerst praxisbezogen die Arbeitsschritte, die vor, während und nach einer Datenerhebung wichtig sind.

Zürich

CLAUDIA BUCHELI BERGER

